

AN BORD[✈]

Unterwegs mit dem ifa-Entsendeprogramm

EINCHEKEN

Neue Aufgabe
für einen
alten Palast

ABHEBEN

Die Mond-
rakete
aus Breslau

ANKOMMEN

Flucht- und An-
kunftsgeschichten
im Comic

ZURÜCKKOMMEN

Kulturschock
Deutschland nach
25 Jahren Ausland



Kulturpalast trifft Fernsehturm

Oppeln, 2016: ifa-Entsandte organisieren einen Flashmob anlässlich 25 Jahren Nachbarschaftsvertrag zwischen Deutschland und Polen. Auf dem zentralen Marktplatz erscheinen der Warschauer Kulturpalast (Bild) und der Berliner Fernsehturm als lebendige Symbole für beide Länder. Nach einer Weile versammeln sich Kinder auf beiden Seiten des aufgestellten Schlagbaums und warten. Dann wird die „Grenze“ geöffnet, die Kinder strömen über den Marktplatz und die Denkmäler fallen sich in die Arme. (Foto: Emilia Socha)





EINCHECKEN

Stellenanzeige, Auswahlgespräch, Vorbereitungsseminar: Jedes Jahr sucht das ifa neue Entsandte für eine der aktuell 17 Gastinstitutionen in Mittel- und Osteuropa sowie in den GUS-Staaten. Die Einführung durch das ifa gewährleistet, dass die Erfahrungen der Vorgänger weitergegeben werden. Jeder angehende Redakteur oder Kulturmanager hat auch den Freiraum, eigenes Gepäck mit auf die Stelle zu nehmen.

3000

Euro nimmt jeder ifa-Kulturmanager im Jahr als „Rucksackgeld“ mit an seinen Entsendeort. Die Mittel ermöglichen es, vor Ort eigene Projekte umzusetzen.

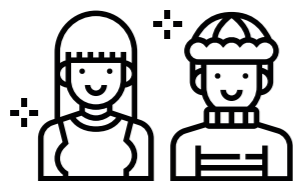


40

Dienstjahre können Silke Knautz, Gabriele Kuschmierz und Sylvia Zimmermann im Bereich Integration und Medien am ifa zusammengezählt feiern. Die drei Kolleginnen kümmern sich um alle administrativen Fragen rund ums Entsendeprogramm – Silke Knautz, die 1994 ans ifa kam, ist sogar von Anfang an dabei.

17

Entsandte sind derzeit in sieben Ländern an 14 verschiedenen Orten für das ifa als Redakteure und Kulturmanager tätig. In 23 Jahren durchliefen rund 400 junge Menschen das Programm.



19.000

Menschen zählen sich selbst noch zur deutschen Minderheit in Tschechien. Ihre unterschiedlichen Dialekte hat das Projekt mundART gesammelt, online nachzuhören unter <http://mundart.landesversammlung.cz>.



Einchecken in Moskau

Als Redakteurin zu Gast in Russland

Von Dana Ritzmann,
ifa-Redakteurin in Moskau von 2003 bis 2005

Mit über 12 Millionen Einwohnern ist Moskau mit Abstand die größte Metropole unter den Entsendeorten des ifa. Dana Ritzmann lernte die russische Hauptstadt Anfang der 2000er Jahre als Redakteurin bei der „Moskauer Deutschen Zeitung“ kennen.



Redaktion der MDZ in Moskau. Foto: Tino Künzel

Der Kontrast hätte größer kaum sein können: Von einem wohl sortierten Büro in der Redaktion Außenpolitik der ZDF-Zentrale in Mainz ging es 2003 mitten in ein rumpeliges Wohnzimmer im Moskauer Süden, das sich Redaktion nannte. Überall Zeitungen, Unterlagen, Papier. Die Technik war von vorgestern – reichte aber völlig aus, um Texte zu tippen. Produziert wurde die „Moskauer Deutsche Zeitung“ (MDZ) schon damals auf der anderen Seite des Flures, wo das Layout saß, der Übersetzer, die Korrekturleserinnen und diverse andere Mitarbeiterinnen, von denen ich lange gar nicht wusste, was sie überhaupt dort machten.

Als ifa-Assistentin, wie wir damals noch hießen, war ich in der deutschen Redaktion angesiedelt – eben dieses Wohnzimmer mit insgesamt sechs Schreibtischen, die auch gerne mal alle besetzt waren. Als mein Berliner Kollege und ich an unserem ersten Tag in der Redaktion aufschlugen, stellte der Chefredakteur nach ein paar warmen Worten fest, dass genau zwei Schreibtische frei wären mit den entsprechenden Ressorts: die Kultur für die Dame hinten rechts, der Herr gleich hier vorne in der Wirtschaft. Aha. Mir wäre es völlig egal gewesen, ich kam aus der Außenpolitik, aber mein Kollege hob die Hände. Also er könne nur Kultur! Der Chef verzog das Gesicht, irgendwie ungläubig, aber genauso wurde es dann. Jens tauchte ein in die grenzenlose Moskauer Kunst- und Kulturszene, schrieb feinsinnige Rezensionen und stimmungsvolle Reportagen.

Ich dagegen erklärte fortan alles andere irgendwie zu einem Wirtschaftsthema – egal ob Yukos oder Siemens, neue deutsch-russische BWL-Studiengänge, Messen, Tourismus oder die zahllosen Grundsteinlegungen, Jubiläen und Werkseröffnungen bayerischer, fränkischer, schwäbischer, niedersächsischer oder sonstiger Unternehmen. Die Vielfalt war großartig, genau das, was ich mir als Journalistin erhofft hatte. Wir hatten praktisch alle Freiheit, wenn wir nur immer

ordentlich im Tischkalender notierten, wo wir wann waren und wann wir zurück sein würden. Ordnung muss sein, ist schließlich eine deutsche Redaktion. Tabuthemen gab es wenige (Tschetschenien ging 2003 gar nicht), aber es wurde lebhaft diskutiert. Den größten Kulturschock erlebte dabei garantiert immer unser Chefredakteur, der von den jungen Deutschen definitiv mehr Respekt und Folgsamkeit erwartet hätte, sich dann aber meist mit Charme und Beharrlichkeit überreden oder manchmal vielleicht sogar überzeugen ließ.



LESETIPP

MOSKAUER DEUTSCHE ZEITUNG

Die MDZ führt ihre Geschichte auf das Jahr

1870 zurück, wurde allerdings mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs eingestellt und 1998 wiedergegründet. Ein Team von deutschen und russischen Redakteuren, unter ihnen ifa-Redakteur Birger Schütz, erstellt im zweiwöchentlichen Rhythmus eine Zeitung auf 24 Seiten, die mit einer Auflage von 25.000 Exemplaren zu den Großen unter den deutschsprachigen Zeitungen im Ausland zählt. Online unter www.mdz-moskau.eu

Ankunftspunkt und Ort der Hoffnung

Das Palais Grassalkovich kehrt zu seinen Wurzeln zurück



Von Iva Simudić, Zsolt Pápiste und Hajnalka Buda,
Journalisten bei Radio Televizija Vojvodine,
verantwortlich für die Sendung „Deutsche Minuten“

Im Nordwesten der Wojwodina, einer autonomen Provinz der Republik Serbien, dicht an der Grenze zu Ungarn und Kroatien, liegt Sombor. Die Stadt ist bekannt für ihre Musik- und Theaterfestivals und begeistert Besucher mit ihrer Architektur. Und sie ist ein Ort, an dem verschiedene Volksgruppen seit Jahrhunderten zusammenleben. Wie die deutschstämmigen Donauschwaben. In Sombor soll nun ein besonders mit der donauschwäbischen Geschichte verwobenes Gebäude neuen Glanz erhalten und zugleich ihre Kultur bewahren helfen.

Bild links: Blick in die verkehrsberuhigte Hauptstraße der serbischen Stadt Sombor.
Foto: Pudelek (Marcin Szala)

Wenn man vor ihm steht, kann man schwerlich die Historie erahnen, die dieses Gebäude hat. Hinter seiner knallgelben Straßenfront verbirgt es Geschichten von Ankunft und neuer Heimat, von Abschied und Hoffnung auf Neubeginn: Wie eine vergessene Perle steht seit Mitte des 18. Jahrhunderts das Palais Grassalkovich im Stadtzentrum von Sombor. Für viele donauschwäbische Einwanderer war es die erste Station in der neuen Heimat. Denn ein ganzes Jahrhundert lang war das Palais das Verwaltungszentrum für die planmäßige Ansiedlung der Donauschwaben. Ansiedlerfamilien mussten sich zuerst hier melden, und von hier aus wurden sie dann in einem der Nachbarorte einquartiert, bis ihre Häuser erbaut und bezogen werden konnten.

Das Palais zeugt allerdings auch von Verfall. Tritt man heute in den Hof, sieht man ein blässeres Gelb und der Putz bröckelt in großen Stücken herab. In den Erhalt des einstöckigen, im Barockstil erbauten Eckgebäudes mit einer Gesamtfläche von 2047 Quadratmetern wurde zuletzt Anfang der 1990er Jahre investiert. Seitdem ist es verlassen und steht leer.

Nicht zuletzt aber erzählt das Palais Grassalkovich von der Hoffnung auf neuen Glanz – für Sombor wie für die donauschwäbische Kultur. Denn ein neues Kapitel soll nun aufgeschlagen werden: In Sombor ist man fest entschlossen, das Erbe der Donauschwaben zu bewahren. Dies ist vorrangig dem Verein St. Gerhard zu verdanken, der seit 1999 eine bemerkenswerte Leistung für den Erhalt der Kultur der Donauschwaben leistet. Vom Verein, seit den frühen 2000er Jahren Gastinstitution des ifa-Entsendeprogramms, ging auch die Initiative aus, das verlassene Palais zu einem Donauschwaben-Museum umzubauen. „Dieses Museum ist als Anerkennung der Stadtverwaltung für unsere Arbeit und die gute Zusammenarbeit zwischen unseren Institutionen zu sehen“, sagt Gabrijela Bogišić, die Geschäftsführerin des Vereins.

Multikulturelles Sombor

Die Donauschwaben wurden im 18. Jahrhundert in drei Wellen in der Wojwodina angesiedelt, in den sogenannten drei Schwabenzügen. „Den Ersten der Tod, den Zweiten die Not, den Dritten das Brot“ lautet eine Redewendung aus dieser Zeit, die davon zeugt, dass die Anfänge der Ansiedlung alles andere als leicht waren. Doch mit der Zeit hatten die Neuankömmlinge es nicht nur geschafft, ihre eigene Existenz zu sichern, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur regionalen Kultur zu leisten.



In das Palais Grassalkovich soll ein Donauschwaben-Museum einziehen. Foto: Stadtmuseum Sombor

So war es in der Vergangenheit Sombors alltäglich, auf der Straße Menschen zu begegnen, die sich untereinander fließend in drei Sprachen austauschten – auf Serbisch, Ungarisch und Deutsch –, jeder in seiner eigenen, und jeder verstand die anderen. Die deutsche Sprache ist jedoch seit Mitte des 20. Jahrhunderts fast gänzlich von hier verschwunden. Vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wohnten ungefähr 500.000 Donauschwaben im Königreich Jugoslawien. Heute bekennen sich noch etwa 4000 Einwohner Serbiens als Donauschwaben. Ungefähr 300 von ihnen leben in Sombor.

Die Geschichte des Palais Grassalkovich ist ebenso wechselhaft wie das Schicksal der deutschen Minderheit. Nachdem Sombor 1749 zur königlichen Freistadt erklärt worden war, sollte gegenüber dem Rathaus das Gebäude der Kammerverwaltung für die Region Batschka – die heutige serbisch-ungarische Grenzregion – errichtet werden. Obwohl der Bau größtenteils dem Leiter der Kammerverwaltung Franz Josef Redl zu verdanken ist, wurde das Palais nach dem Grafen Anton Grassalkovich benannt, dem damals amtierenden Präsidenten der Ungarischen Königlichen Kammer.

Neues Leben im alten Gemäuer

Nach seiner Epoche als Ankunfts-, Verteilungs- und Verwaltungszentrum für die Ansiedlung der einwandernden Donauschwaben wechselte das Gebäude ab 1863 mehrmals seine Besitzer und Funktionen. Zunächst nutzte die kaiserlich-königliche Finanzdirektion einen Teil der Räumlichkeiten, während im anderen Teil die Post- und Telegrafestation tätig war. Das Gebäude diente außerdem als Steuerverwaltung und wurde vor Ende des Zweiten Weltkriegs als Hauptquartier von Befreiungseinheiten genutzt. Danach nahmen verschiedene Behörden das Palais in Anspruch.

Jetzt wird ihm eine neue, seiner Historie angemessene Rolle zuteil: Im Erd- und Obergeschoss soll ein Museum eingerichtet werden, das als erstes seiner Art in der Region die Geschichte und Kultur der Donauschwaben würdigt. Der Stadt Sombor wurden für das Projekt „Somnibus – Kulturpalais“ vom serbischen Kultusministerium acht Millionen Dinar, knapp 70.000 Euro, gewährt. Das Projekt umfasst unter anderem die Rekonstruktion des Palais Grassalkovich.

Das Museum wird in Zusammenarbeit zwischen dem Verein St. Gerhard und dem Stadtmuseum Sombor sowie dem Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm realisiert. „Unsere Stärke liegt darin, dass wir die Geschichte aller Donauschwaben ganz gut im Griff haben“, erklärt Christian Glass, Leiter des Ulmer Museums. „Hier vor Ort muss noch sehr viel gesammelt und geleistet werden.“ Dafür traf er im Oktober 2018 mit dem Verein St. Gerhard sowie mit Milka Ljuboja vom Stadtmuseum Sombor und Nemanja Šarac von der Stadtverwaltung zusammen.

Ein Museum als Anerkennung

Mit dem Ziel vor Augen, das Museum am 21. Oktober 2019 zu eröffnen, wird derzeit an der Sammlung von Exponaten gearbeitet. Auf der Facebook-Seite des Museums wurde ein Aufruf veröffentlicht: Gesucht werden Fotos, Kleidung oder sonstige Objekte, die für die museale Darstellung der Kultur der Donauschwaben von Wert sein könnten. Unter anderem sollen auch die momentan im Rahmen der Heimatstube des Vereins St. Gerhard ausgestellten Gegenstände künftig im Museum untergebracht werden. „Wir sind der Meinung, dass die wertvollen Exponate dieser Ausstellung besser in einem Museum, wie dem geplanten, aufbewahrt werden können“, sagt der Vereinsvorsitzende Anton Beck, der seit Ende 2018 auch Präsident des Nationalrats der deutschen Minderheit in Serbien sowie Träger des Bundesverdienstkreuzes ist.



Anton Beck, Vorsitzender des Vereins St. Gerhard, engagiert sich für das neue Museum.
Foto: Verein St. Gerhard

„Auf diese Weise“, fährt Beck fort, „wird das Kulturerbe der Donauschwaben unter einem Dach präsentiert. Und Besucher, die bis dato keine Berührung mit den Donauschwaben hatten, werden einen vielfältigen Überblick über das Leben dieser Volksgruppe in unserer Region bekommen.“ Die Hoffnung ist entsprechend groß, dass die vergessene Perle im Herzen Sombors auf diese Weise wieder glänzen wird. Nicht allein als Museum, das Kultur und Traditionen der Donauschwaben bewahrt, sondern als symbolische Anerkennung des kulturellen Beitrags der donauschwäbischen Minderheit in der Region.

ORGANISATIONEN

DIE WELT VERBESSERN

Seit 1999 setzt sich der Deutsche Humanitäre Verein St. Gerhard in Sombor für den Erhalt und die Förderung donauschwäbischer Kultur und Identität ein. Mit rund 700 Mitgliedern ist er einer der größten und aktivsten Vereine in der autonomen Provinz Vojvodina in Serbien und wird vom ifa-Entsendeprogramm seit Anfang der 2000er Jahre unterstützt. Ein gro-



Foto: Offene Zone

ßes Ziel hat sich die 2012 gegründete Jugendgruppe „Otvorena Zona“ oder „Offene Zone“ gesetzt: die Welt aus-

gehend von der Stadt Sombor zu verbessern. ifa-Kulturmanagerin Sara Delinger (seit 2014 entsendet) unterstützt die Jugendarbeit vor Ort, sodass es mittlerweile eine feste Theater- und Radiogruppe gibt. Durch ihr Engagement wurde außerdem das Ehrenamtsmanagement professionalisiert. Mittlerweile unterstützt eine feste Gruppe von Freiwilligen den Verein bei Veranstaltungen und Aktivitäten.
→ www.gerhardsombor.org

An Bord vor Ort

Vorbereitungen und Herausforderungen für die ifa-Entsandten

Interviews: Dennis Grabowsky,
ifa-Redakteur in Omsk von 2012 bis 2014



MARGARETE WALO

koordiniert von Stuttgart aus das ifa-Entsendeprogramm. Im Gespräch erzählt sie, wie die Entsandten ausgewählt, vorbereitet und begleitet werden.

Foto: Volkmar Otto



BERNARD GAIDA

steht dem Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (www.vdg.pl) vor und ist seit 2016 Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten im europäischen Minderheitenverband FUEN.

Foto: VdG

Nach welchen Kriterien wählt das ifa seine Kandidaten für das Entsendeprogramm aus?

Die Anforderungsprofile stimmen wir mit der jeweiligen Gastinstitution auf unsere gemeinsam erarbeiteten Ziele ab. Generell sollten Redakteure journalistische Erfahrungen und Kulturmanager gute Kenntnisse in der Jugendarbeit, Verbandsarbeit oder in ehrenamtlicher Arbeit vorweisen können. Ein Hochschulabschluss ist Voraussetzung, entsprechende Sprachkenntnisse sind, wie Auslandserfahrungen, sehr hilfreich.

Wie werden die Entsandten auf ihren Einsatz vorbereitet?

Bei einem einwöchigen Einführungsseminar geben diejenigen, die ihren Einsatz beenden, ihr Wissen direkt an ihre Nachfolger weiter. Gleichzeitig stellen wir die Arbeit, die Abläufe und internen Prozesse des ifa vor, vermitteln Kenntnisse der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik und erarbeiten die individuellen Ziele der Entsendung.

Wie gestaltet sich die Betreuung während des Einsatzes?

Eine wichtige Rolle spielen die beiden Regionalkoordinatorinnen, die physisch wie psychisch nah dran sind an den Entsandten und so die enge Betreuung vor Ort gewährleisten. Wir aus der Stuttgarter Zentrale stehen begleitend und unterstützend bei allen Fragestellungen zur Seite und helfen bei der persönlichen beruflichen Entwicklung. Zentral sind für uns die regelmäßigen Regionaltreffen vor Ort, bei denen wir gemeinsam mit den Entsandten und den Gastinstitutionen Strategien und Ziele sowie deren operative Umsetzung erarbeiten.

Welche Rolle spielt das ifa-Entsendeprogramm für die deutsche Minderheit?

Das Programm wurde als eine professionelle Unterstützung für unsere Vereine entworfen. Diese findet auf verschiedenen Ebenen statt, was möglich ist dank des ifa-Kulturmanagers, also der entsprechenden Person und deren Wissen und Fähigkeiten, aber auch der etwas anderen Sichtweise auf die Organisation der Minderheit.

Welchen Herausforderungen begegnen die Entsandten?

Ich habe das Gefühl, dass es für die Entsandten nicht immer leicht ist, die Besonderheiten der Minderheit zu begreifen und die eigenen Fähigkeiten entsprechend anzupassen. Die Vorstellungen der Entsandten stimmen manchmal nicht mit den kulturellen Bedürfnissen der deutschen Minderheiten überein, die in diesem Moment Vorrang haben sollten. Daher ist es gut, wenn die Entsandten bereits über ein bestimmtes Maß an Wissen über die Minderheit verfügen. Das erleichtert die effektive Zusammenarbeit.

Welche Wünsche haben Sie bezüglich der Entwicklung der Minderheitenförderung?

Ein großer Teil des Minderheitenengagements steht und fällt mit den Fördermitteln des Auswärtigen Amtes. Ich hoffe, dass die Entscheidungsträger sich darüber bewusst sind, dass die Ziele der deutschen Minderheiten in weiten Teilen mit den Zielen der deutschen Außenpolitik übereinstimmen, und dass die Minderheiten diese auch sehr überzeugend durchsetzen können, weil sie gleichzeitig Bürger des Landes sind, in dem sie leben. Ich erwarte daher, dass dieser Bereich, der sowohl der Förderung der deutschen Sprache und Kultur im Ausland als auch der Stärkung der europäischen Grundideen und der Wertschätzung kultureller Vielfalt dient, nicht geschwächt wird.



Lebendige Orte und wo sie zu finden sind

Die beeindruckende Kirchburg Holzungen. Foto: Stefan Bichler

Die sächsischen Kirchenburgen in Rumänien

Von Aurelia Brecht,
ifa-Kulturmanagerin in Hermannstadt

Das kleine Dorf Holzungen liegt etwa 25 Kilometer östlich von Hermannstadt. Ehemals lebten hier mehrheitlich Siebenbürger Sachsen. Zu ihrem kulturellen Erbe gehören die faszinierenden Kirchenburgen. In Holzungen steht eine dieser Anlagen.

Im Herzen Rumäniens, ein trüber Vormittag im Winter: Ausflug in ein siebenbürgisches Dorf. Die Straße ist gut ausgebaut, nur ab und zu hüpfte das Auto. Die Zeiten, in denen man auf Rumäniens Straßen nur langsam vorankam, sind vorbei. Ungefähr 800 Einwohner leben im Dorf Holzungen, das bei den Rumänen Hosman und den Ungarn Holmány heißt, aber mehrheitlich von Roma bewohnt wird. Im Zentrum steht auf einer Anhöhe stolz die Kirchburg. Daneben das Pfarrhaus und die alte Schule – eine typische Anordnung einer Kirchenburgen-Anlage.

Der Charakter der Kirchenburgen, die Wehrbarmachung, also die Befestigung der Kirchen mit Ringmauern und Türmen, geht auf das 15. Jahrhundert zurück, so Sebastian Bethge, Denkmalpflegebeauftragter der Stiftung Kirchenburgen. Es sei die hohe Dichte an Burgen, die diesen Landstrich so einzigartig mache. Die Stiftung kümmert sich um den Erhalt dieser Anlagen, die, seit die Mehrheit der Siebenbürger Sachsen nach 1989 ausgewandert ist, vom Verfall bedroht sind.

Unter einer Vielzahl von Burgen gibt es touristische Anziehungspunkte, aber auch solche, manchmal schwer zu erreichen, die sich selbst überlassen sind. Bethge sagt: „Hauptschwerpunkt unserer Arbeit ist der bauliche Erhalt, da es vielerorts keine evangelischen Gemeindeglieder mehr gibt. Da ist man auf andere Partner angewiesen. Wir konzentrieren uns auf Pflege- und Not-, aber auch auf Konservierungsmaßnahmen.“

Bethge wohnt im Dorf Trappold. Hier kümmert er sich um die örtliche Kirchenburg und bietet ein Nachhilfeprogramm für Kinder an: „Es sind keine sächsischen Kinder, sondern Rumänen, Ungarn und Roma. Im Sommer sind sie oft auf der Burg, spielen im Burghof und wollen auf die Türme klettern. Da ist meine Hoffnung, dass unter ihnen Kinder sind, die, wenn sie erwachsen sind, sagen: Ich habe früher hier gespielt, ich möchte, dass das erhalten wird. So kann man eine Verbindung aufbauen.“ Bethge plant, eine Schule für traditionelles Handwerk im Pfarrhaus ins Leben zu rufen. Er möchte, dass die Jugend hier bleibt.

Noch viel zu entdecken

Lautes Klopfen erfüllt die Kirche von Holzungen – Restaurator Lóránd Kiss sucht die Wände nach Fresken ab. Im Umkreis von Mediasch, nördlich von Hermannstadt, sind bereits 30 Kirchenburgen auf Wandmalereien untersucht worden, in 25 fanden die Experten Fresken aus der Zeit vor der Reformation. Und es gibt sehr wahrscheinlich noch mehr zu entdecken. Fragt man Kiss, schlummert hier so viel Potenzial, dass die Restauratoren die nächsten 100 Jahre genug Arbeit damit haben werden.

Im Pfarrhaus von Holzungen, bei Kaffee und Gogoși (Krapfen), lässt sich die Geschichte des Hauses gut nachempfinden. Spricht man mit Winfried Ziegler, dem Geschäftsführer des Siebenbürgenforums – der regionalen Ebene des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien –, spürt man die Verbundenheit der Siebenbürger Sachsen zu den Kirchenburgen: „Die Burgen sind richtiggehend ein Teil der Identität. Sie sind aus unserem Selbstverständnis nicht wegzudenken.“



Oben: Eingangsbereich der evangelischen Kirche mit Blick auf den ehemaligen Wehrspeicher, heute Besucherzentrum.
Unten: Detail der bemalten Holzempore der evangelischen Kirche in Holzungen. Fotos: Winfried Ziegler



Winfried Ziegler. Foto: Leni Binder

ORGANISATIONEN

MINDERHEITEN-ENGAGEMENT IN SIEBENBÜRGEN

Die Stiftung Kirchenburgen kümmert sich um Erhalt und Pflege der 164 Kirchenburgen und weiterer 100, zumeist mittelalterlicher Kirchen in Siebenbürgen. Sie hat es sich zum Ziel gesetzt, das kulturelle Erbe der Kirchenburgen im öffentlichen Leben zu verankern.

→ www.kirchenburgen.org

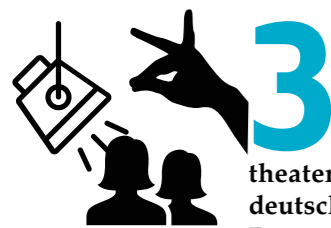
Das Demokratische Forum der Deutschen in Hermannstadt (DFDH) ist die lokale Sektion des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien. Das DFDH hat sich der Stärkung des Gemeinschaftslebens sowie Förderung und Erhalt siebenbürgisch-sächsischer Kulturtraditionen verschrieben. Für einen intensiveren Dialog mit der Hermannstädter Öffentlichkeit wurden 2009 die Hermannstädter Gespräche ins Leben gerufen, die durch das ifa kofinanziert werden.

„Seit 1995 existiert hier ein Jugendbegegnungszentrum“, berichtet Ziegler, das Europäische Jugendbegegnungszentrum Kirchburg Holzungen, in dem Workshops und Freizeiten organisiert werden. Die Jugendlichen sollen sich mit der Burg identifizieren. Ziegler war von Anfang dabei, hat geholfen, das Gebäude instand zu setzen. Das Pfarrhaus wurde nach und nach modernisiert, 26 Übernachtungsmöglichkeiten gibt es. Neben diesen persönlichen Initiativen setzt sich auch die Minderheit selbst für die Kirchenburgen ein: So betreibt das Forum insbesondere bei staatlichen Stellen Lobbyarbeit und hat die Stelle eines Kulturreferenten für den Erhalt der Kirchenburgen eingerichtet. Das Engagement der Minderheit weckt die Hoffnung, dass die Region durch ihre Kirchenburgen bekannter und für Besucher noch attraktiver wird.



ABHEBEN

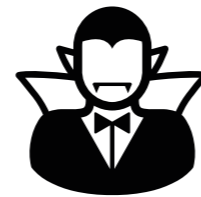
Vorfreude, Euphorie, Kribbeln im Bauch: Es geht los! Der Beginn einer Entsendung ist immer etwas Besonderes – für die jungen Redakteure und Kulturmanager, die ins Ausland gehen, wie für die Gastinstitutionen. Und auch im Arbeitsalltag vor Ort geben erfolgreich umgesetzte Projekte und neu entstehende Freundschaften immer wieder Anlässe zum freudigen Abheben.



3 Kulturen bringt das Schatten-theater „Tryn Kiereki“ zusammen: die deutsche, die polnische sowie die der Roma. Entwickelt haben das Stück 2017

Jugendliche aus allen drei Gruppen unter Anleitung von ifa-Kulturmanagerin Karolina Osietzki. Der Titel entstammt übrigens dem Dialekt der Karpatenroma und bedeutet „drei Räder“.

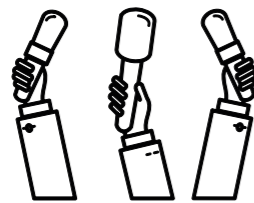
→ www.facebook.com/watch/?v=688268094706976



320

Meter unter Tage organisierte ifa-Kulturmanagerin Anna Kusa im Sommer 2018 in Oberschlesien vermutlich eine Weltpremiere: ein Horrorfilmfestival in einem stillgelegten Bergwerk. Zur Aufführung kamen die deutschen Stummfilme „Nosferatu“ und „Das Cabinet des Dr. Caligari“, atmosphärisch untermalt von unheilverkündender Live-Musik.

15



Teilnehmer kommen jährlich zur „Zentralasiatischen Medienwerkstatt“ (ZAM) zusammen – Nachwuchsjournalisten aus Kasachstan, Usbekistan, Kirgistan und Tadschikistan ebenso wie erfahrene Kollegen aus dem deutschsprachigen Raum. 2018 fand die ZAM bereits zum zwölften Mal im kasachischen Almaty statt.



8 deutschsprachige Radioredaktionen aus Ungarn und Rumänien haben sich im „FunkForum“ zusammengeschlossen. In dem Verein mit Sitz im rumänischen Temeswar sind daneben fünf Print- und acht TV-Redaktionen aus der Region aktiv.
→ www.funkforum.net

Revolution, Theologie und viel Engagement



Ein agiler Pfarrer in Siebenbürgen

Johannes Klein – hier (Mitte, rote Jacke) im Lukas-Museum in Seligstadt, in dem alte und historische Alltagsgegenstände der Siebenbürger Sachsen zu sehen sind – wurde 1969 im siebenbürgischen Reps (Rupea) geboren und wuchs in Hermannstadt (Sibiu) auf. Nach dem Abitur in Mathematik und Physik studierte er Theologie in Hermannstadt, Bern und Jerusalem und kehrte als Pfarrer nach Rumänien zurück. Foto: Hantzy Kessler

Interview: Constanze Thielen,
ifa-Kulturmanagerin in Fogarasch

Pfarrer, Seelsorger und Projektentwickler: Mit viel Energie engagiert sich Johannes Klein für die deutsche Minderheit der Siebenbürger Sachsen im rumänischen Fogarasch (Făgăraș). Dabei helfen ihm die Erfahrungen seines bewegten Lebens unter anderem bei der Arbeit des von ihm geleiteten Jugendzentrums Seligstadt. Dort sollen Kinder und Jugendliche, anders als in Rumänien üblich, selbständig lernen und die Welt entdecken können. Das Jugendzentrum ist der am längsten vom ifa geförderte Partner in Rumänien.

Herr Klein, Sie waren als Student in Israel und der Schweiz. Wie kommt es, dass Sie nun Pfarrer in Fogarasch sind?

Mich hat die Wende – wir haben damals Revolution gesagt – geprägt. Ich bin gerne auf die Straße gegangen im Dezember '89, auch wenn es gefährlich war. Die Revolution hat mich in meinem ersten Studienjahr erwischt, ich war Theologiestudent im rumänischen Hermannstadt. Im vierten Studienjahr bin ich nach Bern gegangen. Dort haben die Lehrer, die man als 68er bezeichnet, eine sehr große Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Es gab eine gemeinsame Gefühlsebene jener Generationen, die Änderungen herbeiführen wollten. Das Jahr in der Schweiz habe ich sehr genossen, bin dann aber brav zurückgekommen nach Rumänien, habe mein Vikariat absolviert und bin anschließend nach Jerusalem gegangen, weil mir



die hebräische Sprache beim Studium gefallen hat und ich auch von der jüdischen Welt sehr beeindruckt war. Schließlich bin ich nach Fogarasch gekommen. Weil ich den Eindruck hatte, dass man in Rumänien mehr bewegen kann als irgendwo sonst auf der Welt – oder eher, dass ich selbst hier mehr bewegen kann. Fogarasch habe ich gewählt, weil ich es schon von meinem Vikariat kannte. Und ich wusste, dass es eine Gemeinde ist, zu der ich passe, in der neue Wege leichter möglich sind als an anderen Orten.

Sie sagten, die Revolution habe Sie geprägt. Sind Sie als Revolutionär nach Fogarasch gekommen?

Die Revolution war 1989, ich bin 1994 hergekommen. Unter Revolutionär verstehe ich jemanden, der sich einer übergeordneten Macht entgegensetzt. In Fogarasch hatte ich aber eine Gemeinde, die ich selbst beschützen sollte, für die ich einen Weg finden wollte. Das ist etwas anderes. Man kann nicht von oben nach unten revolutionär sein. Wenn ich an Obrigkeit denke, sowohl in der Kirche als auch im Staat, ja, da traue ich mir auch heute noch den einen oder anderen revolutionären Gedanken zu. Aber nicht gegen die, die mir anvertraut sind. Das geht nicht. Was allerdings nicht heißt, dass ich hier nicht gerne Veränderungen angestoßen habe. Nach ungefähr einem Jahr hatte ich das Bedürfnis, ein Feedback von der Gemeinde zu be-

kommen. Also habe ich einen Fragebogen ausgeteilt. Das ist meine Strategie gewesen: dass ich den Leuten Änderungen nicht aufgedrückt, sondern immer nachgefragt habe. So war es nie ein Problem, etwas auszuprobieren.

Ihre Kirchenarbeit ist auch eine Arbeit mit der deutschen, der siebenbürgersächsischen Minderheit. Was macht diese Minderheit hier in Fogarasch aus?

Die Minderheit hier ist nicht ganz deckungsgleich mit Kirche, aber weitgehend, weil die Kirche ein Ort ist, an dem man Deutsch spricht. Und an diesem Ort versammeln sich gerne die, die Deutsch können. Die Älteren vielleicht noch etwas mehr als die Jüngeren.

Mit den Jüngeren wird in der Gemeinde dafür sehr viel Jugendarbeit gemacht. Wie kam es dazu?

Als ich hier begann, war Jugendarbeit Konfirmandenarbeit. Das waren zunächst einmal zehn Jugendliche, die in den Konfirmandenunterricht gekommen sind. Ich bin mit ihnen ins Gebirge gegangen, wir haben Ausflüge gemacht in das Pfarrhaus von Seligstadt bei Fogarasch. Dort haben wir auf dem Boden geschlafen, Wasser aus dem Brunnen geschleppt und Holz gehackt. Die Natur dort in der Gegend spielt eine große Rolle, sodass der Aufenthalt dort etwas Besonderes ist. Wahrscheinlich auch die Freiheit, in der die jungen

PROJEKTE

„NATUR ERLEBEN“ UND „SPIELEND LEBEN ENTDECKEN“

Das Jugendzentrum Seligstadt bietet verschiedene Bildungsformate an. In der Kinderspielstadt gestalten die Kinder unter dem Motto „Spielend Leben entdecken“ ihr Zusammenleben politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich selbst. Und die Kinderuni Bekokten (Bărcuț) gibt, anders als es in der Schule möglich ist, Kindern und Jugendlichen in einem geschützten Raum die Chance, sich selbst und ihre Umwelt zu erforschen und auszuprobieren. Warum ist der Himmel blau? Wie macht man Glas? Was macht ein Bürgermeister?

Mehr auf → www.seligstadt.ro

*In der Kinderspielstadt in Bekokten wird spielerisch eine Stadtgesellschaft simuliert.
Foto: Jugendzentrum Seligstadt*



*Die Teilnehmenden der Zirkusfreizeit zeigen Kunststücke und Artistik.
Foto: Cornelia Hemmann*

*Tag der offenen Tür in Bekokten: Kinder lernen Handwerke kennen und versuchen sich im Hausbau.
Foto: Hantzy Kessler*



Menschen sich dort entwickeln können. Also haben wir schließlich begonnen, das Ganze zu professionalisieren. Mittlerweile haben wir in zwei Gemeinden ungefähr 200 Übernachtungsplätze und führen Freizeiten durch. Und zwar inzwischen für Kinder aus ganz Rumänien und sogar aus Polen, Serbien, Kroatien und Ungarn. Das ist jetzt internationale Jugendarbeit, wir betreuen ungefähr 1000 Kinder und Jugendliche im Jahr. Und das alles hauptsächlich in deutscher Sprache.

Was macht die Arbeit des Jugendzentrums so besonders?

Einer der wichtigsten Faktoren ist, dass wir sehr intensiv Deutsch sprechen. Bei den deutschsprachigen Freizeiten ist der Andrang sehr viel größer als bei den rumänischen. Der andere Punkt ist, dass die Veranstaltungen den Kindern offensichtlich so gut gefallen, dass sie auch Jahre später immer noch dabei sind. Einer unserer Grundsätze lautet, dass die Kinder durch Spielen lernen sollen. Wissen wird ihnen nicht eingetrichtert, stattdessen wird ihnen die Möglichkeit geschaffen, selbst Erfahrungen zu sammeln. Die größte Veranstaltung diesbezüglich ist die Kinderspielstadt, in der die Kinder Berufe und Politik ausprobieren können. Die andere ist die Kinderuni, wo die Kinder forschen können, indem sie Experimente machen. Dann gibt es das Waldtheater, bei dem sie sich mit Tieren und Pflanzen beschäftigen, und den Zirkus, wo sie jonglieren, Einrad fahren und Akrobatik üben können. Und vieles mehr.

Wie funktioniert die Zusammenarbeit mit dem ifa?

Das ifa arbeitet seit dem Jahr 2000 mit uns zusammen, als wir den ersten Antrag gestellt haben. Seit 2008 haben wir immer eine Kulturmanagerin oder einen Kulturmanager. 2009 begannen wir mit dem ifa einen Strategieentwick-

lungsprozess für das Jugendzentrum Seligstadt. Und so sind nach und nach weitere Projekte entstanden: Die Kinderspielstadt wurde entwickelt und etabliert, dann haben wir uns die Kinderuni ausgedacht. Und kürzlich hat uns das ifa nach Polen eingeladen, damit wir den Gedanken der Kinderuni auch dorthin weitertragen. Man kann sagen, dass unsere Arbeit modellhaften Charakter hat.

Gibt es bei der internationalen Arbeit auch Kuriositäten, die Ihnen im Kopf geblieben sind?

In Rumänien improvisiert man sehr viel mehr als in Deutschland. Wir haben zum Beispiel einen deutschen Bekannten, der regelmäßig herkommt. Er weiß immer schon ein Jahr vorher genau, wann er kommt. So was ist in Rumänien undenkbar. Hier handelt man viel spontaner. Dieser Bekannte ist dann auch jedes Mal frustriert, wenn sich, nachdem er die Zugfahrkarte schon gebucht hat, eine Möglichkeit ergibt, im Auto mitgenommen zu werden. Wir Rumänen denken dann immer: „Ja, siehst du, weil du so viel geplant hast im Voraus, hast du jetzt mehr Geld ausgegeben als notwendig.“



Staunen im „Apollo Mozi“

Das Apollo-Kino wurde 1912 als erstes Lichtspielhaus Ungarns außerhalb Budapests erbaut. Noch heute strahlt das Gebäude den Charme der Secessionszeit aus. So trifft man neben der markanten Fassade auch im Inneren auf zahlreiche Jugendstilelemente, wie die Fresken von Ernő Gebauer, die sich im Restaurant und im großen Kinosaal befinden. Im Kino kann man zahlreiche internationale Filme jenseits des Mainstreams und im Originalton sehen. In den zwei Sälen werden zudem Themenabende und Diskussionen organisiert.

Foto: Sandra György

Fünf Orte in Fünfkirchen

Bunte Tipps aus einer dynamischen Stadt

Wenn die südungarische Stadt Fünfkirchen (Pécs) eines nicht ist, dann langweilig. Sie wartet mit vielen historischen Sehenswürdigkeiten auf und besitzt ein lebendiges Kulturleben, das durch etwa 20.000 Studierende aus verschiedenen Ländern bereichert wird. Die ifa-Kulturmanagerin Sandra György lebt und arbeitet seit 2014 in der Stadt. Sie führt zu ihren fünf Lieblingsorten.

Schlemmen am Búza-Platz

Der Búza Tér befindet sich am Ende der Király-Straße. An dem sonst eher unspektakulären Platz findet jeden Samstagvormittag ein Regionalmarkt statt, auf dem man wirklich alles bekommt, was das Herz begehrt: Neben Obst und Gemüse werden Wurst und Käse, Einkochtes und viele andere handgemachte Waren verkauft. Zudem finden regelmäßig Konzerte oder Auftritte von Artisten und Clowns statt. Der Markt folgt dem Slow-Food-Prinzip. Angeboten werden Saisonwaren aus der Region. Zudem gibt es Kooperationen mit anderen Anbietern, etwa aus Kroatien, wodurch man in den Genuss kommt, auch ihre Produkte zu probieren.

Foto: József Hubay



Fotos: József Hubay



Kultur erleben im Lenau-Haus

Fünfkirchen (Pécs) war schon immer eine multikulturelle Stadt und wurde von verschiedenen Seiten geprägt. Eine der größten ethnischen Minderheiten bilden die Ungarndeutschen, die seit mehr als 300 Jahren die Stadt und die Region beeinflussen. Das Lenau-Haus fungiert seit 1990 als ungarndeutsches Kultur- und Informationszentrum. Durch regelmäßige Programme und Veranstaltungen wird hier (ungarn-)deutsche Kultur und Sprache vermittelt. Gleichzeitig ist es der Arbeitsplatz der ifa-Kulturmanagerin, die als Mitarbeiterin „von außen“ für frische Impulse sorgt.

Eine andere Welt betreten im „Márkus Színház“

Wer durch die Tür des kleinen Puppentheaters geht, betritt eine andere Welt: Hier verschmelzen Bühne, Wohnzimmer, Werkstatt, Küche sowie Besucher und Schausteller zu einem Ensemble. Man darf sich nicht wundern, wenn man manchmal sogar selbst zum Protagonisten in der Aufführung wird. Der Familienbetrieb wurde 1989 als Wandertheater gegründet und befindet sich seit 2012 in der Perczel-Miklós-Straße. Neben eigenen Produktionen bietet das Haus Platz für Künstlergruppen aus aller Welt. Darüber hinaus veranstaltet das Márkus-Theater ein internationales Schattentheaterfestival und reist noch heute durch die Orte der Region.



Foto: László Cseri

Spazieren im Zsolnay-Viertel

Das Zsolnay-Kulturviertel befindet sich auf dem Gelände der alten Zsolnay-Keramikfabrik. Neben der noch in Betrieb befindlichen Manufaktur, die für edle Keramikwaren und die perlmuttartige Eosin-Glasur berühmt ist, haben hier Museen, Galerien und andere Kulturinstitutionen sowie Teile der Universität ihren Platz. Im Viertel werden viele Veranstaltungen wie das Universitätsfestival PEN, das Zsolnay-Picknick und zahlreiche Open-Air-Programme ausgerichtet. Wenn es mal kein Programm gibt, lädt die parkähnliche Anlage mit den vielen Keramikfiguren und bunten Kachelementen zu einer Entdeckungstour ein.

Foto: József Hubay



Aufbruch ins Unbekannte

Wie Technik-Tüftler aus Breslau einst den Mond erobern wollten

Von Holger Lühmann, ifa-Redakteur in Oppeln von 2012 bis 2013

Nach dem Ersten Weltkrieg war das heute polnische Breslau (Wrocław) eine der schillerndsten Metropolen des damaligen Deutschen Reichs: eine Großstadt des Fortschritts, geprägt von Kulturvielfalt, Erfindergeist und Wissenschaft. Bis heute wirbt die Stadt mit den zehn Nobelpreisträgern, die sie hervorgebracht hat. Im Rahmen einer Lesereihe spürt das ifa nun dem Thema Raumfahrt nach, deren Anfänge nicht zuletzt auch in Breslau liegen.

Als sich am 5. Juli 1927 eine Gruppe von Technikbegeisterten in einer Kneipe am Breslauer Marktplatz traf, um die Machbarkeit von Weltraumreisen zu diskutieren, gab es dafür bislang vor allem literarische Vorlagen. Zwar hatten sich schon zuvor vereinzelt Wissenschaftler mit Raketenantrieben beschäftigt, doch über theoretische Erkenntnisse kamen ihre Studien meist nicht hinaus. Die Weltraumenthusiasten aus Breslau wollten dies ändern und praktische Pionierarbeit leisten. Als eingetragener „Verein für Raumschiffahrt“ sammelten sie Spendengelder für ein Testgelände und gaben fortan das Monatsheft „Die Rakete“ heraus. Mit dieser ersten Fachzeitschrift für Raumfahrt und Raketentechnik wollte man Interessierte und Fürsprecher in der ganzen Republik um sich scharen.



Foto oben links: Luc Viatour

Foto unten: Wahrzeichen: Die 1910 fertiggestellte Breslauer Kaiserbrücke ist heute als Most Grunwaldzki bekannt. Foto: Wacki4



Daria Leduck ist seit 2017 ifa-Kulturmanagerin an der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Breslau. Foto: Volkmar Otto

Die Rakete

In seinem neuen Werk mit dem Arbeitstitel „Rakete“ widmet sich der Buchautor Wolf Kampmann der Geschichte rund um die Breslauer Technikpioniere. Dabei erlaubt sich der gebürtige Sachse, Jahrgang 1962, einige inhaltliche und dramaturgische Kunstgriffe vorzunehmen, um dem reichhaltigen deutsch-jüdischen Erbe Breslaus Rechnung zu tragen. So wird im Raumschiffahrtverein seines Romans – im Gegensatz zum historischen Vorbild – die Hauptfigur von einem jüdischen Mitstreiter verkörpert: Arthur Mondstein ist bei seinem Engagement für den Verein von einem besonderen Motiv getrieben. Er hat unerklärliche Vorahnungen und glaubt zu wissen, dass ihn eine „große Katastrophe“ erwartet, vor der er sich nur durch einen Flug zum Mond retten kann. Es ist eine Anspielung auf die Zeit nach 1933, als die rund 23.000 Juden der Stadt nach und nach zuerst entrechtet und später in Konzentrations- und Vernichtungslager verschleppt wurden.

Das Buch ist bereits der zweite literarische Ausflug, den Wolf Kampmann in die Vergangenheit der niederschlesischen Metropole unternimmt. Mit dem 1920er-Jahre-Roman „Schuhbrücke“ hatte sich Kampmann 2016 erstmals der Geschichte Breslaus angenommen. Schon damals waren Auszüge bei einer Lesung zu hören, die das ifa organisiert hatte. Nun will der Autor, der als Musikjournalist arbeitet und in Berlin lebt, mit seinem aktuellen Buch erneut nach Breslau kommen – diesmal an einen ganz besonderen Ort. Geplant ist, die Publikation im Breslauer Sternensobservatorium zu präsentieren, um der Raumfahrtgeschichte einen passenden Rahmen zu verleihen. ifa-Kulturmanagerin Daria Leduck hat zudem die polnischen Klangkünstler „Canti Illuminati“ für das Projekt gewinnen können, eine Gruppe von Musikern und DJs, die der Lesung eine experimentalsphärische Untermalung geben sollen.

PROJEKTE

TRENDS DEUTSCHER GEGENWARTSLITERATUR

Die Lesereihe „Neue deutsche Akzente“ bietet in Breslau Einblicke in die aktuelle deutschsprachige Literaturszene. Autorinnen und Autoren können hier aktuelle Werke vorstellen und darüber mit interessierten Gästen diskutieren. „Die literarischen Texte, die zu hören sind, handeln meist von Menschen und Orten, die von mehr als einer Kultur und von mehr als einer Sprache geprägt sind“, erklärt Daria Leduck, die das Projekt als ifa-Kulturmanagerin in Breslau organisiert. „Migration und Multikulturalität sind Themen, denen viele Menschen in Deutschland und Polen zurzeit eher skeptisch gegenüberstehen. Mit der Lesereihe wollen wir zeigen, dass Einwanderung sehr positive Auswirkungen haben kann, etwa wenn sich eingewanderte Autoren in die aktuellen gesellschaftlichen und kulturellen Debatten des Landes einbringen und diese damit bereichern.“



Der israelische Autor Tomer Gardi („Broken German“) liest in Breslau. Foto: Daria Leduck

Bis jetzt waren neben dem polnischstämmigen Lyriker und Prosaisten Artur Becker auch der israelische Schriftsteller Tomer Gardi und die vielfach ausgezeichnete ukrainische Autorin Katja Petrowskaja zu Gast. „Für diese Autoren ist Deutsch zwar nicht die Muttersprache, aber dennoch die Sprache, in der sie schreiben“, sagt Daria Leduck. „Autoren, die in Fremdsprachen schreiben, gehen oftmals sehr kreativ mit dieser Sprache um und entdecken Möglichkeiten des Ausdrucks, die muttersprachlichen Autoren verborgen bleiben.“ Die Lesereihe wird zweisprachig durchgeführt, um auch Breslauer ohne deutsche Sprachkenntnisse zu erreichen.

Organisiert wird das Projekt vom ifa in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, dem Germanistischen Institut an der Universität Breslau und der Minderheiten-Organisation Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft Breslau.





Fußball und Fliegen

Ein junger Kasachstandeutscher will hoch hinaus

Von **Othmara Glas**, ifa-Redakteurin in Almaty
und **Robert Kalimullin**, ifa-Redakteur in Almaty von 2012 bis 2013

Mehr als eine Million Bürger deutscher Herkunft lebten einst in Kasachstan, das für viele zunächst Verbannungsort war. Viele wanderten nach dem Ende der Sowjetunion aus – doch die junge Generation der Kasachstandeutschen hat ehrgeizige Träume.

Schlusspiff. Die Nationalmannschaft Kasachstans unterliegt Russland mit 2:4, doch die Stimmung auf den Rängen in der Millionenstadt Almaty ist gut. Kasachstan ist Vize-Weltmeister. „Niemand hätte geglaubt, dass wir es bis ins Finale schaffen. Alle haben gedacht, dass wir bereits in der Gruppenphase ausscheiden. Doch wir haben gezeigt, dass die Kasachen Fußball spielen können“, erklärt der großgewachsene, blonde Arnold Knaub den Reportern des kasachischen Fernsehens.

Vize-Weltmeister ist der 23-Jährige freilich nicht im internationalen Millionengeschäft des großen Fußballs geworden, sondern bei der Studenten-WM in der Hallenvariante, auch bekannt als Futsal. In dieser temporeichen Sportart allerdings ist das zentralasia-

tische Kasachstan, flächenmäßig das neuntgrößte Land der Welt, international vorne dabei.

Arnold Knaub ist einer von etwa 170.000 Bürgern mit deutschen Wurzeln, die heute noch in Kasachstan leben. 1991, Knaub war noch nicht geboren, zerfiel die Sowjetunion in 15 Staaten. Zu diesem Zeitpunkt lebten mehr als eine Million Menschen deutscher Herkunft im gerade unabhängig gewordenen Kasachstan – im Zweiten Weltkrieg hatte Stalin die Deutschen von der Wolga und anderen Siedlungsgebieten in der Sowjetunion nach Zentralasien umsiedeln und in Arbeitslager stecken lassen. Die meisten von ihnen verließen in den 1990er Jahren Kasachstan in Richtung Deutschland. Ein Teil der verbliebenen Kasachstandeutschen ist in der Stiftung der Deutschen Kasachstans



Kratzen an den Wolken: die Berge vor der Haustür der südkasachischen Metropole Almaty. Foto: Leysan Kalimullina

„Wiedergeburt“ organisiert, welche in mehr als 20 Städten Büros hat. Sie kümmern sich um den Erhalt der Sprache und der Kultur.

Futsal-Profi Knaub, geboren 1995, wuchs in Karaganda auf. Unweit der mit fast einer halben Million Einwohnern viertgrößten Stadt des Landes, gelegen inmitten der Steppe und wirtschaftlich bedeutend vor allem durch ihre Kohlevorkommen, befanden sich einst mehrere Lager des sowjetischen Gulag-Systems. Viele Russlanddeutsche wurden hierher verbannt. Das Kohlrevier klingt auch im Namen des lokalen Fußballvereins Schachtjor Karaganda an – Schachtjor bedeutet auf Deutsch Bergarbeiter.

Auch Knaub machte seine ersten Schritte als Fußballer bei Schachtjor, schaffte es in die Gebietsauswahl. Doch der große Durchbruch gelang ihm nicht. „Im Kindesalter war ich physisch etwas schwach“, erinnert sich Knaub in einem Interview mit der in Almaty erscheinenden „Deutschen Allgemeinen Zeitung“. Die Trainer setzten auf andere Spieler, und Knaub wandte sich dem Hallenfußball zu. „Ich habe es nicht eine Minute bereut“, erklärt Knaub im Rückblick. Seinen



Startklar: Arnold Knaub im Cockpit.
Foto: privat

ersten großen Titel erringt er 2016 in Serbien, wo das kasachische Nationalteam den dritten Platz bei der Europameisterschaft belegt.

Einmal in Deutschland trainieren, sich vielleicht dort doch noch einmal im „großen Fußball“ ausprobieren, wie auf Russisch der Rasensport im Gegensatz zur Hallenvariante

heißt, das wäre ein Traum für Knaub. Auch wenn die Eindrücke von den deutschen Futsal-Kollegen nicht die allerbesten waren: „Ich habe einige ihrer Spiele gesehen, sie sind nicht stark im Futsal. Physisch war das Team in guter Form, aber taktisch waren sie sehr hinterher.“

Ob es mit dem Fußball in Deutschland etwas wird für Knaub, ist offen. Einen anderen Traum erfüllt sich der junge Mann bereits: den vom Fliegen. „Ich habe es einmal probiert und war gleich angetan. Wenn meine fußballerische Karriere beendet sein wird, wäre es mein Traum, als Pilot zu arbeiten“, erzählt er. Momentan macht Knaub neben Studium und Fußball eine Ausbildung zum Piloten. Am liebsten würde er irgendwann einmal für die kasachische Airline Air-Astana oder die deutsche Lufthansa fliegen.

LESETIPP

DEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG

Mehr als eine Million Menschen zählte einst die deutsche Minderheit in der Sowjetrepublik Kasachstan. Entsprechend groß war der Leserkreis der 1966 gegründeten Tageszeitung „Freundschaft“, deren Ziel es unter anderem war, der offiziellen marxistisch-leninistischen Sichtweise Gehör zu verschaffen. Mit der Unabhängigkeit Kasachstans und dem Wegzug eines großen Teils der Minderheit änderte die Zeitung ihren Namen in „Deutsche Allgemeine Zeitung“ (DAZ). Sie erscheint nun wöchentlich zweisprachig, auf Russisch und auf Deutsch. Sitz der Redaktion ist mit Almaty die größte Stadt Kasachstans im Süden des Landes. Neben der Lesergemeinschaft der deutschen Minderheit



Foto: Othmara Glas

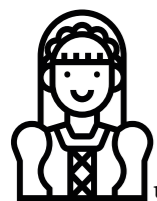
vor Ort kommt der DAZ als einziger deutschsprachigen Zeitung in Zentralasien eine wichtige Brückenfunktion zu: Manager, Touristen, Studierende und NGO-Vertreter aus Deutschland mit Interesse an Kasachstan gehören ebenso zum Leserkreis wie junge

Deuschler in Kasachstan, die ihre Sprachkenntnisse verbessern und sich über Deutschland informieren wollen. Wer die Zeitung nicht in ihrer Printversion vor Ort erhält, kann sie weltweit digital abonnieren. Mehr auf → www.daz.asia



ANKOMMEN

Auf Euphorie folgt oft Kulturschock, auf Kulturschock dann das Ankommen vor Ort. Das Wissen und vor allem das Gefühl, dazuzugehören, geben neue Sicherheit im Alltag. Das gilt für die Entsandten des ifa ebenso wie für die Minderheiten in den Entsendeländern, deren Weg zum Ankommen oft ein steiniger war.



100

und mehr Schülerinnen und Schüler nehmen an der seit 2017 der jährlich zum Herbstaufakt veranstalteten interaktiven Stadtrallye zum „Deutschen Leben in Fünfkirchen“, dem ungarischen Pécs, teil. Die Aufgaben werden von der ifa-Kulturmanagerin jedes Jahr neu konzipiert. Auf Anfrage kann man die Stadtrallye auch im Lenau-Haus erhalten.
→ www.lenau.hu/de/



10

Bis zu Prozent beträgt der Anteil von Germanismen, also deutschen Sprachkomponenten, im polnischen Dialekt Schlesisch. Wurst nennt man hier „wuszt“, „waserwoga“ heißt die Wasserwaage, und Teig walzt man mit der „nudelkula“, also dem Nudelholz.

7

Tage in der Woche empfängt das Erasmus-Büchercafé in Hermannstadt (Sibiu) seine Gäste zum Verweilen im Café und zum Stöbern in der Buchhandlung, die seit 2006 deutschen und rumäniendeutschen Büchern ein Podium bietet. Und das auch wörtlich: Regelmäßig werden deutschsprachige Lesungen veranstaltet.
→ www.buechercafe.ro



2011

initiierte ifa-Redakteurin Diana Laarz die „Moskauer Gespräche“. Das Veranstaltungsformat besteht bis heute fort – und expandiert: Als die Moskauer Deutsche Zeitung (MDZ) 2018 ihr 20-jähriges Jubiläum feierte, fanden die Gespräche erstmalig in Berlin statt.



Menschen ein Gesicht geben

Wie ein Comic-Projekt die Debatte um Flüchtlinge in Polen bereichert

Von Holger Lühmann,
ifa-Redakteur in Oppeln von 2012 bis 2013



Bunte Bilder, klare Linien, leichte Sprache: Mit Comics lassen sich Inhalte schnell, prägnant und wirkungsvoll vermitteln. Dies gelingt erst recht dann, wenn die geeigneten Wörter fehlen und das Thema emotional aufgeladen ist – so wie die Debatte um die Aufnahme von Flüchtlingen. Mit Hilfe von Comic-Geschichten versucht das ifa in Polen, Schicksale von Geflüchteten bildreich und ohne große Worte zu schildern und dem Thema dadurch eine neue Perspektive zu geben.



Auch wenn sich in Polen immer wieder Menschen für die Aufnahme von Flüchtlingen einsetzen, lehnt die Regierung in Warschau deren Aufnahme weitestgehend ab. Zwar hat Polen laut einer offiziellen Statistik zwischen Januar 2015 und Mai 2017 insgesamt 626 Flüchtlinge aus Syrien aufgenommen. Auch haben im Land zahlreiche Flüchtlinge aus der Ukraine, dem östlichen Nachbarland, eine neue Heimat gefunden. Doch die Erfahrungen, die Deutschland mit der Aufnahme von über 400.000 Syrern im gleichen Zeitraum machte, ist in Polen nur durch die Berichterstattung in den Medien präsent. Es ist eine Diskrepanz, die die ifa-Kulturmanagerin Anna Kusa auf eine Idee brachte: „Polen hat kaum Erfahrung mit Geflüchteten. Es wird

zwar viel über dieses Thema diskutiert, aber es fehlt die Face-to-face-Begegnung. Ich wollte den Geflüchteten mithilfe von Comics ein Gesicht geben.“

Inspiziert wurde Kusa dabei vom sogenannten „Alphabet des Ankommens“, einer Comicreportage-Reihe über Geflüchtete in Deutschland, aus der Kusa Teile übernahm und ins Polnische übersetzen ließ: „Das Comic-Genre ist als Medium deshalb so interessant, weil der Inhalt für das Lesepublikum leicht zugänglich ist“, sagt Kusa, die als ifa-Entsandte im Haus der

deutsch-polnischen Zusammenarbeit im oberschlesischen Gleiwitz (Gliwice) arbeitet. Zudem lasse sich das Thema Migration über zahlreiche Anknüpfungspunkte vermitteln, schließlich sei die Geschichte Polens voller Wanderbewegungen. So haben viele Vertreter der jüngeren Generation zeitweise oder dauerhaft ihre Heimat verlassen, um im Ausland Geld zu verdienen. In Spitzenzeiten bereicherten allein 750.000 Arbeitskräfte aus Polen die britische Wirtschaft. Und in Deutschland stellen polnische Einwanderer die zweitgrößte Ausländergruppe nach der türkischen Community. Auch wenn eine Auswanderung aus beruflichen Gründen keine Flucht darstellt: Viele Polen teilen die Erfahrung von Kulturunterschieden und der schwierigen Überwindung von Sprachbarrieren im Ausland.

Die ältere Generation hingegen kann das Thema Flucht zum Teil noch aus persönlicher Erinnerung nachvollziehen. Teile der heute in Westpolen lebenden Bevölkerung waren in der Nachkriegszeit Opfer von Vertreibungen und Zwangsumsiedlungen aus den polnischen Ostgebieten, nachdem diese dem Territorium der Sowjetunion zugeschlagen worden waren. Bei dieser Generation und deren Nachfahren hat Anna Kusa eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit den Comics beobachtet. „Als wir mit dem Comicprojekt im Rahmen einer Vernissage vergangenes Jahr an die Öffentlichkeit gegangen sind, haben viele Besucher Analogien zu ihrer eigenen Lebensgeschichte oder der ihrer Elterngeneration gezogen und diskutiert“, berichtet Kusa. „Viele Gäste haben dann festgestellt, dass sich in ihrer Familie oft ganz ähnliche Dramen abgespielt haben wie bei den Flüchtlingen heute.“



Quelle: „Von der Sahara in die U-Bahn“,
Text: Ahmed Mohammed Omer, Zeichnungen: Alice Social,
Deutscher Comicverein e.V.

PROJEKTE

VON DER IDEE ZUM PROJEKT



Anna Kusa, seit 2017 ifa-Kulturmanagerin im Haus der deutsch-polnischen Zusammenarbeit in Gleiwitz.
Foto: Volkmar Otto

Ob Kunstausstellung, Filmvorführung oder Theaterfestival – viele Themenideen haben das Potenzial, ein ifa-Projekt zu werden. Jedoch gibt es einige Hürden zu nehmen, um ein Konzept in die Realität umzusetzen. Wünschenswert ist etwa, dass sich Partner finden, die das Vorhaben unterstützen, bewerben und mitfinanzieren. Vor allem aber sollte das Projekt einen Mehrwert für die deutsche Minderheit bieten und der Gastinstitution am Entsendeort nutzen. Das Comic-Projekt von Anna Kusa wird diesen Rahmenbedingungen gerecht und erfüllt noch ein weiteres, entscheidendes Kriterium: Es hat auch über die deutsche Minderheit hinaus hohe Relevanz. Bei der Vorbereitung ihrer Comic-Aus-

stellung stand für Anna Kusa die Machbarkeit des Projekts im Vordergrund. Dank bereits publizierter Comics zum Thema Flüchtlinge musste sie nicht bei null anfangen. „Ich habe mit dem Deutschen Comicverein Kontakt aufgenommen und ihnen von meinem Vorhaben erzählt“, sagt Kusa, „dort hat man mir erlaubt, die Comics kostenfrei für das Projekt zu nutzen.“ Anschließend galt es, Mitstreiter zu finden, um die Sprechblagentexte ins Polnische zu übersetzen und eine Ausstellung vorzubereiten. Der Druck von 20 Stelltafeln wurde unter anderem aus Fördermitteln des Bundes sowie der Friedrich-Ebert-Stiftung finanziert. Bis heute wurde die Ausstellung mehrfach gezeigt – in Schulen, Kunstgalerien und Bibliotheken. Die Ausstellung kann jederzeit kostenlos beim Haus der deutsch-polnischen Zusammenarbeit ausgeliehen werden.

Die Medienstadt im Banat

Seit fast 250 Jahren werden in Temeswar Nachrichten in deutscher Sprache gemacht



Von Florian Kerzel,
ifa-Redakteur in Temeswar

Im westrumänischen Temeswar (Timișoara) bieten Zeitung, Radio und Fernsehen Nachrichten und Unterhaltung für, von und über die deutsche Minderheit. Und nicht nur das: In der Stadt vernetzen sich deutschsprachige Medien für ganz Südosteuropa.

Wenn Daniel Spătaru gegen 9 Uhr morgens im Rundfunkgebäude der westrumänischen Stadt Temeswar zur Arbeit kommt, macht er sich zunächst an die täglichen Nachrichten. Bereits um 13 Uhr müssen diese fertig aufgezeichnet, geschnitten und gemischt im Radio zu hören sein. Das Besondere daran: Spătaru berichtet auf Deutsch. Und das in einer Stadt, in der Deutsche nur etwa 1,3 Prozent der knapp 320.000 Einwohner ausmachen.

Das war nicht immer so: Bis zur Zwischenkriegszeit stellten die Deutschen in der multikulturellen Stadt vor Rumänen, Ungarn, Serben und Juden die größte Bevölkerungsgruppe. Das deutsche Staatstheater am Hauptplatz führt noch heute regelmäßig Stücke in der Minderheitensprache auf, die unweit davon gelegene Lenau-Schule exportierte mit Schriftstellerin Herta Müller und Physiker Stefan Hell bereits zwei Nobelpreisträger nach Deutschland.

Das deutschsprachige Zeitungswesen vor Ort kann sogar auf eine noch viel längere Geschichte zurückblicken: Mit den „Temeswarer Nachrichten“ erschien 1771 die erste deutschsprachige Zeitung auf dem Ge-

Der Domplatz (Piata Unirii) ist einer der drei zentralen Plätze in Temeswar. Foto: Florian Kerzel

biet des heutigen Rumäniens. Heute arbeiten hier drei feste Korrespondenten der täglich in Bukarest produzierten, landesweit erscheinenden „Allgemeinen Deutschen Zeitung“ und weitere vier des Wochenblatts „Banater Zeitung“. Deren Chefredakteur Siegfried Thiel sagt: „Die deutsche Zeitung hob sich bereits in der kommunistischen Zeit von der rumänischen Presse ab, weil sie nicht völlig durchpolitisiert war, sondern auch eine Reihe von lokalen, unpolitischen Themen bot.“ Betrachtet man die vielen reißerischen Erzeugnisse im aktuellen rumänischen Mediensektor, dann hebt sie sich noch heute ab.



Der Fluss Bega in Temeswar, der Hauptstadt der Region Banat. Foto: Florian Kerzel

Als die Deutschen nach dem Fall des kommunistischen Regimes in Massen auswanderten, blieb der Mediensektor nicht nur erhalten, er entwickelte sich sogar Stück für Stück weiter. Die „Deutsche Sendung“ von „Radio Temeswar“ feierte 2016 ihren 60. Geburtstag. Und während es sich bei ihr früher primär um eine Musiksending handelte, wechseln sich heute Kulturreportagen mit Wirtschaftsnachrichten, Jugendsendungen mit Politikbeiträgen und Helene Fischer mit Rammstein ab.

Politisch aktiv und sichtbar

Wenn die Nachrichten von Daniel Spătaru gegen 13.20 Uhr in den Haushalten der alteingesessenen wie auch der, zumeist aus geschäftlichen Gründen, neu

hinzugezogenen Deutschen erklingen, hat der Redakteur seinen Schreibtisch längst gewechselt. Nur ein Stockwerk tiefer arbeitet er bereits an einer weiteren Sendung, diesmal nicht vor dem Mikrofon, sondern vor der Kamera: Die wöchentliche „Deutsche Chronik“ ist seit nunmehr 25 Jahren das Fernseh-Äquivalent zu Radio und Zeitung. Viel Aufmerksamkeit für eine Bevölkerungsgruppe, die in dem Land mit seinen knapp 20 Millionen Einwohnern nur noch einen verschwindend geringen Anteil ausmacht. Aber die Minderheit ist traditionell gut organisiert, politisch aktiv und durchaus sichtbar. „Und außerdem“, so Spătaru, „mache ich die Deutsche Chronik ja nicht nur für die deutschen Zuschauer. Jede Ausgabe wird in der Landessprache untertitelt, so kann sie von allen geschaut werden.“

Das gilt nicht nur für die Temeswarer. In Vernetzung mit den deutschen TV-Sendungen aus Klausenburg (Cluj-Napoca) und Neumarkt (Târgu Mureș) wird die „Deutsche Chronik“ alle sieben Tage auch landesweit ausgestrahlt. Vernetzung ist wichtig für die über große Teile des rumänischen Staatsgebiets verteilten Deutschen. Temeswar dient dabei als Knotenpunkt, denn auch der 2001 gegründete Medienverein FunkForum hat hier seinen Hauptsitz. Auf Initiative des damaligen ifa-Koordinators Peter Kratzer (S. 40) gegründet, bündelt der Zusammenschluss von deutschsprachigen Redakteuren aus Rumänien und Ungarn lokale Nachrichten, Berichte und Reportagen auf einer gemeinsamen Medienplattform im Internet. Auch in Serbien und Kroatien hatte der ehrenamtlich arbeitende Verein schon aktive Mitglieder.

Doch nicht nur um die Bündelung der Nachrichten geht es dem FunkForum. Vor allem in der Jugend- und Nachwuchsarbeit zeigt es sich aktiv. Printjournalismus-Workshops, Reportagerreisen mit Schulklassen, Jugendsendungen im Radio: Das Engagement der Mitglieder, sich hier zum größten Teil unentgeltlich und in ihrer Freizeit einzubringen, nutzt ihnen durch Fortbildungen und Vernetzung mit anderen Redakteuren zwar auch selbst. Es geht ihnen aber um mehr: um Idealismus, um eine Einstellung zum Leben und zur eigenen Gemeinschaft. Die Deutschen wollen sich nicht mit dem Bild einer langsam und still aussterbenden Gruppe abfinden. Sie wollen sichtbar sein und bleiben. In wohl keiner anderen Stadt Rumäniens wird dies so deutlich wie in Temeswar.

Mehr auf → www.funkforum.net

Ausdruckstanz mit Anspruch

Wie das Bauhaus-Ballett in Polen aufgeführt wird

Von Holger Lühmann,
ifa-Redakteur in Oppeln von 2012 bis 2013

Es war ein kleiner Schritt für die Tänzer, doch ein großer Schritt für die Tanzwelt: Als vor 100 Jahren das Triadische Ballett entwickelt wurde, galt es schnell als die rhythmische Facette der Bauhaus-Ästhetik. In dem Bühnentanz folgen sowohl Kostüme als auch Choreografie einer geometrischen Formensprache.



Wer sich im Triadischen Ballett übt, der braucht Mut. Denn zugegeben: Die Bewegungsabläufe wirken mathematisch berechnet statt von Emotionen getrieben. Und sie folgen keiner bis dahin bekannten Tanztradition. Vielmehr wollte der Maler Oskar Schlemmer (1888–1943) seine Erfindung als Bewegungsexperiment verstanden wissen. Es ging dem Künstler, der in Anschluss an seine Bauhaus-Jahre in Weimar und Dessau von 1929 bis 1932 auch im niederschlesischen Breslau wirkte, um ein darstellerisches Äquivalent zur gestaltenden Kunst. Aufgrund der abstrakten Choreografie des Tanzes fiel es ifa-Kulturmanagerin Karolina Osietzki zunächst nicht leicht, bei der deutschen Minderheit Mitstreiter für das Triadische Ballett zu finden: „Viele waren zunächst skeptisch, doch am Ende habe ich den Tanz dank einer engagierten Lehrerin mit einem Grundschul-Ensemble umsetzen können“, sagt die studierte Theaterwissenschaftlerin, die als ifa-Entsandte bei der Deutschen Bildungsgesellschaft in Oppeln arbeitet.

Bis heute ist die Tanzgruppe mehr als zehnmals in Ober- und Niederschlesien aufgetreten. Höhepunkt war eine Aufführung des Stücks in der Deutschen Botschaft in Warschau. „Es ging mir bei der Entwicklung des Projekts darum, kulturgeschichtliche Aspekte Deutschlands in der Minderheit zu thematisieren“, sagt die 33-Jährige. Dazu gehöre eben auch der Tanz aus der Bauhaus-Zeit. Zusammen mit Schülern, Eltern und anderen Freiwilligen hat sie Kostüme gebastelt und das Bühnenbild gestaltet. Zudem hat sie im schlesischen Volksgut nach Anknüpfungspunkten für ihr Experiment gesucht, um das Projekt nicht ganz so abstrakt wirken zu lassen wie das Original.

Daher orientierte sich die Kulturmanagerin dramaturgisch an der 1928 im schlesischen Glatz (Kłodzko) verfassten Erzählung „Das Märchen von der Eisblume“. So entstand ein Mix aus Avantgarde und Folklore, den sie neudeutsch „Triadic Dance“ nennt.

Von ihrer Gastinstitution, der Deutschen Bildungsgesellschaft in Oppeln, wurde Karolina Osietzki zwar unterstützt, hatte aber zugleich viele Freiheiten – eine positive Erfahrung, wie sie heute bilanziert: „Es war gut, dass ich als ifa-Kulturmanagerin mit genauen Vorstellungen nach Polen kam. So wusste ich von Anfang an, wie ich das Projekt angehen und umsetzen wollte.“

(Oben und unten) Die Tanzgruppe „Przecinek“ aus Broschütz (Brozecz) arbeitet am Tanzprojekt „Triadic Dance“. Foto oben: Karolina Osietzki, Foto unten: Artur Bryś

Alte Heimat, neues Zuhause

Auf der Suche nach den Wurzeln in Schlesien

Von Marie Baumgarten,
ifa-Redakteurin in Oppeln

Oppeln (Opole), rund 100 Kilometer südöstlich von Breslau (Wrocław). Am Ufer der Oder erheben sich die wiederaufgebauten Stadtmauern, die Heilig-Kreuz-Kathedrale aus dem 13. Jahrhundert und ein Gebäude, das die Menschen, die darin arbeiten, das „Minderheitenhaus“ nennen. Die Beschreibungen an der Fassade in deutscher und polnischer Sprache weisen auf die wechselhafte Geschichte der Stadt hin. Dominik Duda ist vor



ifa-Kulturmanager Dominik Duda.
Foto: Marie Baumgarten

eineinhalb Jahren aus Dortmund in die Hauptstadt der gleichnamigen Woiwodschaft gekommen, die Teil des historischen Gebiets Schlesien ist, genauer: Oberschlesien. Von den zwischen 200.000 und 300.000 Deutschen in Polen leben die meisten in den Dörfern rund um Oppeln. Als ifa-Kulturmanager unterstützt Dominik Duda die Jugendlichen der deutschen Minderheit. Das tut er, indem er beispielsweise Schulun-

Dominik Duda ist von Deutschland nach Polen gegangen, um hier sein berufliches und privates Glück zu finden. Vor vielen Jahren haben die Eltern den umgekehrten Weg eingeschlagen und sind mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nach Deutschland ausgewandert.

gen für ein strukturiertes und effektives Arbeiten im Bereich Projektmanagement organisiert. Ganz nebenbei, so hofft er, sollen die Schulungen identitätsbildend wirken. „Mit der Identität ist das so eine Sache. Einige bezeichnen sich als Deutsche, andere als Schlesier, wieder andere als deutsche Schlesier“, sagt Dominik Duda.

Neue Realität in der alten Heimat

Schlesien – ein Begriff, den viele vielleicht aus den Erzählungen der Großeltern kennen. Die Geschichten handeln meist vom Winter 1945, als mit dem Einzug der Roten Armee die Deutschen in den Westen flüchten beziehungsweise dorthin vertrieben werden. Doch einige bleiben, weil sie beispielsweise als Facharbeiter in den Kohlegruben gebraucht werden. Andere kehren nach Kriegsende in die Heimat zurück, in der sie nun eine neue Realität vorfinden. Denn Schlesien ist jetzt polnisch. Viele nehmen eine polnische Identität an, um sich nicht den Repressalien der Staatsmacht aussetzen, die jegliches Deutsche in der Region ausgelöscht sehen will. Deutschunterricht an den Schulen wird verboten, und die Deutschen dürfen ihre Sprache und Kultur nur im Untergrund ausleben. Das ändert sich mit der politischen Wende 1990. Die Deutschen in Polen werden als nationale Minderheit anerkannt und ihre Rechte in Verträgen gesichert. Sie organisieren sich in Verbänden, so entsteht auch 1992 die Jugendorganisation „Bund der Jugend der Deutschen Minderheit“ (BJDM), die heute ihren Sitz im „Minderheitenhaus“ in Oppeln hat.

Dudas Büro befindet sich im dritten Stock des „Minderheitenhauses“. In einem zweiten Zimmer stehen ein langer Tisch und ein Flipchart, hier finden Versammlungen, Schulungen und Deutschkurse statt. Für Dominik Duda ist es wichtig, dass die jungen Menschen sich als Teil einer Gemeinschaft begreifen, deren deutsch-schlesische Wurzeln sie verbinden und stark machen. Eine Gemeinschaft, die offenherzig auf die polnische Gesellschaft zugeht, ihr zeigt, dass die deutsche Minderheit lebendig ist, dass sie für ein friedliches Miteinander beider Völker steht und sich für die Region einsetzt. Einmal im Jahr werden beispielsweise in großem Stil Spenden für Kinderheime und Krankenhäuser gesammelt. Das Gefühl zu haben, Einfluss auf die Gestaltung der Welt zu nehmen und zu einer Gemeinschaft zu gehören, wirkt sinnstiftend und ist deshalb für viele Menschen eine Quelle des Glücks. Dominik Duda wünscht sich, dass daraus möglichst viele Jugendliche schöpfen können.

In Dortmund geboren, in Schlesien verwurzelt

Er selbst tut es auch. Denn obwohl in Dortmund geboren, ist er doch auch einer von ihnen, einer der hier verwurzelt ist. Mutter und Vater sind in Schlesien geboren und aufgewachsen. Mit Anfang 20 entschließen sich beide, aus den engen Mauern des kommunistischen Regimes auszubrechen und in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nach Deutschland auszuwandern. Zu diesem Zeitpunkt kennen sie sich allerdings noch gar nicht. Erst in der Erstaufnahme-Einrichtung Unna-Massen bei Dortmund, wohin sie vom Grenzdurchgangslager Friedland aus geschickt werden, schließen sie Bekanntschaft und verlieben sich. Sie legen gemeinsam das deutsche Abitur ab, studieren, finden Arbeit. Als Dominiks Großeltern in Rente gehen, verlassen auch sie Polen und folgen den Kindern nach Dortmund. 1990 kommt hier Dominik zur Welt. Mit sieben Jahren besucht er zum ersten Mal die Heimat der Eltern und Großeltern. Seitdem hat er den Klang des schlesischen Dialekts im Ohr, des sogenannten „Wasserpolsch“, das Elemente der polnischen, deutschen und tschechischen Sprache zusammenbringt. Polnisch lernt er aber erst als Erwachsener in einem Sprachkurs an der Uni in Duisburg. „Eine Parallele zu meinen Großeltern. Sie haben auch erst als junge Erwachsene Polnisch gelernt, erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs.“

Dominik spürt schon als Kind, dass er sich durch seine besondere Familiengeschichte von Freunden und Mitschülern unterscheidet. Und weil er in seiner Freizeit schon viele Jugendprojekte auf die Beine gestellt hat, bewirbt er sich nach seinem Politikstudium für eine Stelle bei der Jugend der deutschen Minderheit in Oppeln. „Es sollte diese Stelle werden oder keine“, sagt Dominik. „In Oppeln fühle ich mich zu Hause. Es ist nicht das Polen, das man sieht, wenn man in Warschau aus dem Zug steigt. Hier ist Schlesien – die Sprache ist anders, die Architektur ist anders. Hier fühle



Oppeln bei Nacht: Blick über den Mühlegraben.
Foto: SuperGlob, Wikipedia.org

ich mich mit den Menschen auf ganz besondere Weise verbunden, vor allem mit den jungen Menschen, mit denen ich zusammenarbeite. Wir alle haben eine ähnliche Geschichte.“

Seine schlesischen Wurzeln beschäftigen Dominik seit seiner Kindheit, und er verliert sich immer wieder in einem Gedankenexperiment: „Wie würde mein Leben aussehen, wenn ich in Schlesien aufgewachsen wäre?“ Dominik lächelt vergnügt und sagt: „Wahrscheinlich wäre ich an genau derselben Stelle gelandet und würde das Gleiche tun.“



LESETIPP

WOCHEN-
BLATT

In Oppeln erscheint seit 1990 mit dem „Wochenblatt“ die größte zweisprachige Zeitung (deutsch und polnisch) der deutschen Minderheit in Polen. Aktuell wird das „Wochenblatt“ mit einer Auflage von 5700 Exemplaren gedruckt und berichtet auch online unter www.wochenblatt.pl über Themen aus der Region und ganz Polen. Dem Internetauftritt können auch Veranstaltungstipps zu deutsch-polnischen Themen entnommen werden.

Tante Emma in Sibirien

Eine Reise durch russlanddeutsche Dorfläden

Von Magdalena Sturm,
ifa-Redakteurin in Omsk

Obwohl der Großteil der deutschstämmigen Bevölkerung nach Deutschland ausgewandert ist, kann man sie noch finden: die Spuren der Deutschen in Sibirien. Magdalena Sturm ist ifa-Redakteurin in Omsk. Ein Winterausflug führte sie durch russlanddeutsche Dorfläden in den einst von Deutschen gegründeten Dörfern südlich der westsibirischen Großstadt.



Ortseingang von Alexandrowka, dem ältesten von Deutschen gegründeten Dorf im Gebiet Omsk. Foto: Magdalena Sturm



Verkäuferin Tatjana Rene aus Alexandrowka spricht noch heute einen alten schwäbischen Dialekt. Foto: Tatjana Luschewa

Der Wind fegt Schnee über den Asphalt. Es ist 9.20 Uhr und die Sonne geht gerade auf. Außer uns ist kaum jemand unterwegs auf den Straßen der tief verschneiten westsibirischen Waldsteppe. Dann taucht plötzlich ein zweisprachiges Ortsschild auf. Auf Russisch und, ja, auf Deutsch steht dort: „Deutscher Nationalkreis Asowo“. Wir fahren an den Straßenrand und steigen kurz aus. Dieser Tage liegen die Temperaturen bei minus 20 Grad. Die Fahrt hat uns von der Millionenstadt Omsk 85 Kilometer Richtung Südwesten durch weite schneebedeckte Landschaften geführt. Hier haben sich Ende des 19. Jahrhunderts deutsche Bauern angesiedelt. Sie bewirtschafteten das brachliegende Land, bauten Häuser und Schulen.

Blumenfeld, Rosental, Silberfeld – so und ähnlich hießen jene Dörfer, die Deutsche ab Ende des 19. Jahrhunderts im Westen Sibiriens gründeten. 28 Dörfer wurden 1992 zu einem eigenen Verwaltungsgebiet, dem Deutschen Nationalkreis Asowo, zusammengefasst. Inzwischen tragen sie russische Namen: Zwetnopolje, Rosa-Dolina, Serebropolje. Im Dorf Alexandrowka, das einst Koschkel hieß, reihen sich niedrige Holzhäuser mit farbig gestrichenen Gartenzäunen ordentlich aneinander. Vor dem Verwaltungsgebäude erinnert

eine hellblaue Tafel an die ersten Einwohner – mit Namen wie Schneider, Ludwig oder Axt.

„Känn mer uff Russisch, känn mer uff Deitsch“, sagt Tatjana Rene auf die Frage, in welcher Sprache sie sich unterhalten will. Die 52-Jährige, schulterlanges braunes Haar, fröhliches Lachen, spricht einen alten schwäbischen Dialekt, gemischt mit russischen Wörtern. Hochdeutsch fällt ihr schwer. „Däs vasteh i nur, wenn Se längsam verzähle!“ Tatjana steht hinter dem Tresen des Dorfladens „Topolinyj“ in der Sowjetstraße. Zwanzig Jahre hat sie im Kindergarten „g’schaffe“, seit drei Jahren arbeitet sie hier. Sie ist in Alexandrowka geboren, wie schon ihre Eltern. Mit ihrer Familie feiert sie deutsche Weihnachten. Sie kocht nach alten deutschen Rezepten Schnitzsuppe mit Trockenfrüchten und Kriebli, ein Hefegebäck. Auch ihre Kinder sprechen Deutsch. „Mei Tochter hod een Russen-Männ, owa der versteht ooch scho wäs“, erzählt sie und lacht. Bei den Enkelkindern sei das schon anders. Sie lernen Deutsch in der Schule, sprechen im Alltag aber Russisch. Auch im Laden hört man selten Deutsch. „Vo uns’re sin scho ned viel gebliewe“, bedauert Tatjana.

Brot und Kuchen nach deutschen Rezepten

Der Laden „Topolinyj“, ein langgezogenes Gebäude mit hellblauen und weißen Backsteinen, wurde noch zu Sowjetzeiten eröffnet. Auf dem Schild über der dunkelblauen Eisentür steht auf Russisch „Waren des täglichen Bedarfs“. Auf etwa 65 Quadratmetern Verkaufsfläche gibt es alles: Süßigkeiten, Zahnpasta, Dosensuppe, Bügeleisen. Die Preisschilder sind mit Hand geschrieben, auf dem Tresen liegt ein alter Rechenschieber. Die meisten Produkte werden aus Omsk

Der Dorfladen „Topolinyj“ des Russlanddeutschen Valerij Root, der auch die „Deutsche Bäckerei“ gegründet hat. Foto: Tatjana Luschewa



geliefert, die Backwaren sind aus der Region. „Mir hen jo een deutsche Bäckerei im Dorf“, sagt Tatjana stolz und zeigt auf das Brotregal: Schwarzbrot, Weißbrot und Mischbrot, daneben Brezeln, Plätzchen und Pljusckke, süße Brötchen. Die „Дойче Бэкэрай“ (Deutsche Bäckerei) des Russlanddeutschen Valerij Root stellt Brote und Kuchen nach deutschen Rezepten her. An den Feiertagen ist besonders die Nachfrage nach Riwwelkuchen groß, einem flachen Blechkuchen aus Hefeteig mit Streuseln, die aus Butter, Zucker und Mehl gebröselt (geriwelt) werden.



Irma Engelowskaja hat im Dorf Zwetnopolje (früher Blumenfeld) einen eigenen Dorfladen eröffnet. Foto: Tatjana Luschemwa

Wolga im europäischen Teil Russlands angesiedelt, wurden aber nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion 1941 nach Sibirien und Kasachstan deportiert. Das Dorf sei gemischt, ein bisschen russisch, ein bisschen deutsch. „An Weihnachten kaufen die Leute deutschen Riwwelkuchen, an Ostern russischen Kulitsch“, sagt Nadeschda und lacht. Wir ersehen einen Laib Brot aus der „Deutschen Bäckerei“ und machen uns auf den Weg nach Zwetnopolje.

„Holbe Russisch, holbe Deitsch“

„Besonders gut gehen die Brote und Kuche“, bestätigt Nadeschda Junknikel im Laden „Wesna“ ein paar Häuser weiter. Sie spricht Russisch, nur „Kuche“ sagt sie auf Deutsch. Nadeschda ist 59 Jahre alt und schon in Rente. Sie hilft im Laden ihres Sohnes Denis aus. Als wir eintreten, lehnt sie am Tresen und plaudert mit zwei älteren Frauen aus dem Dorf, beide in dicken Pelzmänteln und Walenki, russischen Filzstiefeln. Nadeschda ist Russin, ihr Mann hat deutsche Vorfahren. Diese hatten sich wie viele Deutsche ab 1763 an der

Irma Engelowskaja stellt gerade die Bestellliste für die nächste Warenlieferung zusammen. Die Brille hat sie in das kurze, dunkle Haar hochgeschoben. Sie geht die Regale ab, kontrolliert Bestände, macht Notizen. Als Irma den Lebensmittelladen 1998 eröffnete, war er nur halb so groß. „Man musste sich entscheiden: entweder aufgeben, auswandern oder etwas Eigenes aufbauen“, sagt sie auf Russisch. Irma entschied sich für Letzteres und hat ihre Entscheidung nicht bereut. In ihrem Laden verkauft sie alles von Lebensmitteln über Werkzeug bis Kosmetik, und sie hat einen zweiten Laden aufgemacht. Von ihren Mitarbeitern haben fast alle deutsche Vorfahren. Irma antwortet uns auf Russisch, privat spricht sie aber Deutsch. Nur wenn die Kinder aus Omsk zu Besuch kommen, wechselt sie wieder ins Russische. „Des is holbe Russisch, holbe Deitsch. Omal so, omal so“, fügt sie schmunzelnd hinzu.

Mascha Golland, die Buchhalterin in Irmas Dorfladen, hat ein Jahr mit ihrer Tochter Kristina in Deutschland gelebt, dann ist sie nach Sibirien zurückgekehrt. Die heute 24-jährige Kristina spricht schwäbischen Dialekt, Russisch und Hochdeutsch. Sie arbeitet im 2016 gegründeten Kultur- und Geschäftszentrum „Deutsch-Russisches Haus“ in Omsk – wie auch Andrej Dell, der Sohn von Irmas Cousin. Die beiden organisieren Veranstaltungen für junge Leute, die wie sie aus den Dörfern des Deutschen Nationalkreises kommen. Sprachkurse stehen dann ebenso auf dem Programm wie das Kochen nach russlanddeutschen Rezepten. Wer sich als Deutscher empfindet, versuche eben, diese Identität zu bewahren, sagt Irma. Auf dem Rückweg nach Omsk kehren wir noch in der Brauerei der Gebietshauptstadt Asowo ein und bestellen das „Asowskoe Pivo“ des Russlanddeutschen Jakob Wagner – gebraut nach deutschen Rezepten.



LESETIPP

AUS SIBIRIEN IN DIE WELT

Mitten in Sibirien gibt es eine deutsche Redaktion, die von hier aus, aus der Stadt Omsk, eine deutschsprachige Zeitschrift in über 80 Länder der Welt vertreibt: die Jugend- und Sprachlernzeitschrift „vitamin de“, die neben der deutschen Sprache auch Kultur und Trends aus Deutschland und Aktuelles von deutschen Minderheitenverbänden weltweit vermittelt. Dort ist auch die ifa-Redaktionsstelle angesiedelt. Neben der Arbeit am Magazin verfasst die sibirische ifa-Redakteurin Beiträge für „Ihre Zeitung“, die Wochenzeitung des Deutschen Nationalkreises Asowo, und unterstützt Projekte im Kultur- und Geschäftszentrum „Deutsch-Russisches Haus“ in Omsk.

Mehr auf → www.vitamine.de

Duty-free

Spannend, nützlich und unterhaltsam:
Mitbringsel und Reisebegleiter aus
den ifa-Entsendeorten



Schülerkalender

Der Schülerkalender der Kinderuni Bekokten in Rumänien (bei Fogarasch) führt junge Menschen durchs ganze Jahr: mit Wissenswertem, Tipps und Tricks, Rätseln und Spielen! Als Begleiter mit dabei sind Lupa, das Werwolfmädchen, der Zeitgeist und Tyrannosaurus-Schmeckt's. Auch für das Schuljahr 2019/20 erhältlich. Informationen: → info@kinderuni.ro

Audiowanderweg

Durch die traumhafte Landschaft Siebenbürgens wandern und dabei spannende Geschichten über das Leben der Menschen damals und heute anhören! Siebenbürger Sachsen, Rumänen, Schäfer, Wölfe, Waldgeister, Förster, Hausfrauen, Pfarrer, Kleinbauern, Ausgewanderte, Daheimgebliebene, Junge und Alte – sie alle kommen in den Reportagen des Audiowanderwegs zu Wort.

Download der App:

→ www.audiowanderweg.seligstadt.ro,

Smartphone- und Kopfhörerausleihe:

→ audiowanderweg@seligstadt.ro



Wörterbuch des Alltags

Diese Publikation ist Ergebnis eines Wettbewerbs zum Einfluss der deutschen Sprache im Alltagsleben von Jugendlichen: Gesucht wurden Begriffe, die aus der deutschen Sprache kommen oder entlehnt sind und in der alltäglichen Sprache oder im schlesischen Dialekt genutzt werden. Eine zweite Edition des Projekts für 2019 steht in den Startlöchern.

Informationen: → duda@ifa.de

Schlesische Sagen und Legenden

250 Einsendungen erhielt die Deutsche Bildungsgesellschaft in Opateln, als sie für Schüler und Lehrer einen Kreativwettbewerb zum Thema „Schlesische Sagen und Legenden“ ausschrieb. Viele von ihnen beschäftigten sich mit dem Wassermann, auf Schlesisch „Utopiec“, einer in der Region verbreiteten

Sagengestalt. Die 20 besten Einsendungen wurden ausgewählt und visuell ansprechend auf sechs Bannern und in einem kleinen Katalog gedruckt. Die entstandene Wanderausstellung befindet sich auf Reisen bei Schulen, Begleitmaterial ermöglicht die Arbeit mit der Ausstellung im Deutschunterricht.

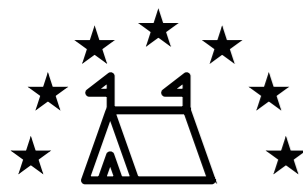
Informationen: → osietzki@ifa.de





ZURÜCKKOMMEN

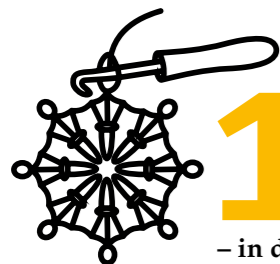
Ein lachendes und ein weinendes Auge: Die meisten ifa-Entsandten verlassen ihre Heimat auf Zeit mit gemischten Gefühlen. Wehmut mischt sich mit der Freude auf neue Herausforderungen. Keiner aber kommt zurück, ohne auch etwas mitzunehmen: Erfahrungen und Kenntnisse, die hunderte ifa-Alumni auch anschließend privat wie beruflich erfolgreich für die internationale Verständigung einbringen.



12



Tage „Jugend bewegen – Europa gestalten“. Unter diesem Motto fand 2018 das fünfte deutschsprachige Sommercamp des ifa und des Goethe-Instituts für Jugendliche deutscher Minderheiten statt. Elf Länder, 80 Teilnehmende, eine Sprache.



1900

– in dieses Jahr konnten sich Besucherinnen und Besucher des Erich-Lukas-Museums in Seligstadt, dem rumänischen Seliștat, am 2. Juni 2018 beim interaktiven Familientag „Seligstadt.1900“ begeben. Wäsche waschen, Wolle spinnen, Holz sägen – 13 Aktivitäten gaben Einblick in den Alltag der Siebenbürger Sachsen vor über 100 Jahren.

9000

Euro erhielten, zusammengerechnet, die drei Preisträger des „Johnny-Klein-Preises“, der 2017 zum ersten Mal vergeben wurde, für Publikationen, die die Kenntnisse von Deutschen und Tschechen übereinander erweitern, das Verständnis in Europa fördern und die Brückenfunktion der deutschen Minderheit in Tschechien würdigen.



22



Personen interviewte ifa-Redakteurin Magdalena Sturm bis Ende 2018 schon für ihren Blog „Russlanddeutsche – Российские немцы“, auf dem Angehörige der deutschen Minderheit in Russland und deren Nachkommen ihre Familiengeschichten erzählen. → www.sibiriendeutsche.tumblr.com



Workshop-Teilnehmer interviewen Christian Bora, den Vorsitzenden des Demokratischen Forums der Deutschen Kreis Salasch (Sălaj). Foto: Arthur Glaser

Stolze Zeitungsmacher

Jugendliche aus Sathmar üben sich in Journalismus und dem kritischen Umgang mit Medien

Im Mai 2018 fand im rumänischen Sathmar (Satu Mare) bereits zum zweiten Mal ein deutschsprachiger Journalismus-Workshop mit Jugendlichen statt, der von ifa-Kulturmanager Arthur Glaser mitorganisiert wurde. 13 Nachwuchsjournalisten aus Sathmar und Nordsiebenbürgen im Alter von 13 bis 15 Jahren nahmen teil. Im Interview erklärt Arthur Glaser, welche Impulse das ifa mit solchen Formaten setzt.

Interview: Dennis Grabowsky, ifa-Redakteur in Omsk von 2012 bis 2014

Welcher Gedanke steht hinter dem dreitägigen Journalismus-Workshop?

Da die Mediennutzung bei Jugendlichen eine bedeutsame Freizeitaktivität ist, ist die Jugendarbeit gefordert, Medien in ihre Arbeit zu integrieren und Jugendlichen medienpädagogische Angebote zu unterbreiten. Schüler haben kaum journalistisches Basiswissen. Dadurch ergibt sich eine Lücke im kritischen Umgang mit Informationen. Vor dem Hintergrund der steigenden Bedeutung sozialer Medien, welche oft als ungefilterte Quelle für Informationen dienen, ist es unerlässlich, diesen Umgang zu erlernen. Daneben fehlt es an Kenntnissen über die beruflichen Perspektiven in der deutschsprachigen Medienarbeit in Rumänien. Natürlich besteht immer die Hoffnung, dass journalistische Talente entdeckt werden.

Wie läuft der Workshops konkret ab?

Inhaltlich wird der Workshop von Siegfried Thiel geleitet, dem Redaktionsleiter der „Banater Zeitung“. Er beginnt mit einem theoretischen Teil, bei dem besprochen wird, welche Formen von Journalismus es gibt und wie das Berufsbild aussieht. Den Jugendlichen wird vermittelt, wie eine Zeitungsausgabe entsteht, wie man an Informationen gelangt und diese lesergerecht aufbereitet. Anschließend werden die Teilnehmer in Gruppen eingeteilt und begeben sich an

die Recherchearbeit. Sie interviewen, holen Informationen ein, suchen Orte auf, machen Fotos. Dann folgt unter Mithilfe der Betreuer die Schreibphase. So bekommen sie ein komplettes Bild der journalistischen Arbeit.

Mit welchen Themen beschäftigten sich die jungen Journalisten?

Es sind diesmal wirklich interessante Artikel entstanden. Beispielsweise wurde ein Interview mit dem Sathmarer Rallyefahrer Emmanuel Gyenes geführt, es entstand ein Artikel über ein regionales Weingut, und ein Jugendlicher hat sogar mich in meiner Funktion als ifa-Kulturmanager interviewt.

Was passiert mit den Ergebnissen?

Die Artikel erscheinen in der „Banater Zeitung“ und in der Sathmarer Monatszeitung „Schwabenpost“. Alle Teilnehmer erhalten eine Ausgabe der „Banater Zeitung“ mit den selbst erarbeiteten Artikeln. Sie halten dann stolz die Zeitung in der Hand, die sie mitgestaltet haben.



Ich bin dem ifa dankbar

Ein Rückblick auf 25 Jahre im Ausland

Interview: Robert Kalimullin,
ifa-Redakteur in Almaty von 2012 bis 2013

Heute ist Peter Kratzer Referent für EU-Fördermittel bei der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Sein Rüstzeug für die Karriere in Deutschland erwarb er in einem Vierteljahrhundert im Ausland.

Herr Kratzer, Sie waren dreimal ifa-Entsandter ...

Insgesamt war ich sogar 25 Jahre im Ausland, habe in Paris, Aix-en-Provence und Straßburg studiert und bin dann ins rumänische Sathmar gegangen, um Ungarisch zu lernen. Mein Professor in Straßburg hatte mir gesagt, dass die Ungarn in Rumänien besseres Ungarisch sprächen als in Ungarn selbst. Dann hat aber der Direktor eines ungarischen Lyzeums angerufen und gefragt, ob ich einen Deutschlehrer vertreten kann, der krank geworden war. Und nach zwei Wochen habe ich meinen Schülern versprochen, dass ich sie vier Jahre lang bis zum Abitur führe – das alles erst mal als Ortslehrkraft mit einem Monatsgehalt von 50 bis 80 D-Mark. 1996, nach anderthalb Jahren, habe ich dann eine Stelle als ifa-Kulturassistent bekommen, der erste in Rumänien und vor Ort in Sathmar. Wir hatten damals eine unglaubliche kreative Freiheit beim ifa, die uns Mut gemacht hat, verrückte Dinge zu tun.

Was waren das für verrückte Dinge?

Eine Schulgründung beispielsweise. In Sathmar sollte das deutsche Lyzeum gegründet werden, das heute den Namen Johann-Ettinger-Lyzeum trägt. Der Gründungsprozess stagnierte damals. Ich habe versucht, aus dem Hintergrund heraus die Leute so zu vernetzen, dass wir vorankommen. Und wir haben es tatsächlich geschafft, dass die rumänische Seite dem damaligen deutschen Außenminister Klaus Kinkel bei seinem Besuch die Schule praktisch zum Geschenk gemacht hat. Das war eine ziemlich abenteuerliche Sache.



Großer Ring in Hermannstadt: In Rumänien wurde Kratzer 2005 ifa-Regionalkoordinator. Foto: Aisano, wikimedia.org

Auch waren meine ungarischen Schüler zu jener Zeit noch nie außerhalb Rumäniens gewesen, nicht einmal in Ungarn, geschweige denn in Deutschland. 1995 hat niemand geglaubt, dass so eine Reise möglich wäre. Ich habe meinen Schülern gesagt: Wenn ihr etwas wirklich wollt, und wenn es auf den Mond fahren ist, dann schafft ihr das. Wir sind dann nach Deutschland gefahren. Heute sind solche Schülerreisen ins Ausland auch in Sathmar normal.

Sie waren nach dem Einsatz in Sathmar drei Jahre ifa-Koordinator für Ungarn und Rumänien mit Sitz in Hermannstadt (Sibiu) und haben anschließend von 2005 bis 2008 schließlich als ifa-Projekt-Koordinator den Entsendestandort Sombor in Serbien aufgebaut. Mit welchem Gefühl sind Sie nach Deutschland zurückgekehrt?

Für mich war es ein kleiner Schock, in Deutschland anzukommen, das für mich nach 25 Jahren wie ein fremdes Land geworden war. Ich habe in den Auslandsjahren viele Erfahrungen gemacht und Fähigkeiten gewonnen, für die ich dem ifa sehr dankbar bin. All das habe ich dann in Deutschland in einem formalen Lernprozess noch einmal gelernt und Qualifikationen in EU-Fundraising, Projektmanagement und Organisationsentwicklung gemacht. Das hat mir dann Tür und Tor geöffnet in die deutsche Gesellschaft.



Mein erstes Geld nach der Rückkehr habe ich bei einer Bundestagswahl verdient, 35 Euro als Wahlhelfer. Ab dem Moment ging es bergauf: Ich habe mich selbstständig gemacht, zunächst Universitäten in einem EU-Förderprogramm beraten, und dann habe ich die Stelle bei der Evangelisch-Lutherischen Kirche als Referent für EU-Fördermittel bekommen.

Wie war 2008 das Gefühl in Bezug auf die Projekte und Strukturen, die Sie im Ausland aufgebaut haben? Konnten sie sich selber tragen?

Das deutsche Lyzeum in Sathmar gibt es immer noch. Ich bin Mit-Initiator und Gründungsmitglied des FunkForums, das deutschsprachige Medien in Südosteuropa vernetzt. Das FunkForum gibt es immer noch, und es ist für mich immer wieder eine große Freude darauf zu schauen. Das Donaudreieck, die Vernetzung, die wir zwischen Serbien, Kroatien und Ungarn geschaffen haben, könnte wahrscheinlich besser laufen, aber auch das gibt es immer noch. Meine große Aufgabe war es in Serbien, aus dem Hintergrund an der Gründung des Nationalrats mitzuwirken. Das ist im Jahr 2007 gelungen, ein Jahr, bevor ich gegangen bin. Auch den Nationalrat gibt es immer noch, er wird heute erfolgreich durch den Verein St. Gerhard in Sombor betreut.

Sie haben während Ihrer Entsendung entscheidend daran mitgewirkt, das Profil der heutigen Regionalkoordinatoren-Stelle zu prägen. Wie beurteilen Sie diese Funktion heute?

Ich würde sagen, dass das eine ganz wichtige Funktion ist und man die Regionalkoordinatoren unbedingt



WISSENSWERTES

REGIONALKOORDINATORINNEN IM ENTSENDEPROGRAMM



Dr. Anna Juraschek.
Foto: Volkmar Otto



Cornelia Hemmann.
Foto: Volkmar Otto

Derzeit arbeiten für das ifa-Entsendeprogramm zwei Regionalkoordinatorinnen: Dr. Anna Juraschek betreut von Oppeln aus die Entsandten in Polen und Tschechien, während Cornelia Hemmann mit Sitz im rumänischen Temeswar für die Länder Rumänien, Serbien und Ungarn zuständig ist. Das Arbeitsfeld der Regionalkoordinatoren umfasst neben der Betreuung der Entsandten vor Ort und der Mitprüfung ihrer Projektanträge auch die Organisation von Regionaltreffen in den Ländern. Für engagierte Minderheitenvertreter organisieren die „Rekos“ Fortbildungen, daneben sind sie in der Öffentlichkeitsarbeit, der strategischen Entwicklung sowie im Rahmen von Impulsprojekten tätig.

für die gesamte Arbeit braucht. Vor knapp 20 Jahren, im Jahr 2000, war es so, dass es immer mehr ifa-Kulturmanager gab und eine relativ schmale Personaldecke im ifa selbst. Also hat man beschlossen, Regionalkoordinatoren zu entsenden. Ihre Hauptaufgabe war, die ifa-Kulturmanager zu vernetzen, eine gewisse Handlungsgemeinschaft zu bilden. Ihnen den Partnern gegenüber den Rücken zu stärken und auch nötige Strukturen aufzubauen.

Heute erlebe ich, wenn mich das ifa als Referent zu Fortbildungen einlädt, dass es immer die Regionalkoordinatorinnen sind, die das organisieren. Vorher holen sie ein Meinungsbild bei den Kulturmanagern ein, um herauszufinden, welche Art von Fortbildung benötigt wird. Ich habe das Gefühl, dass die Funktion des Regionalkoordinators gemeinsam mit den Kulturmanagern das ifa-Engagement im Ausland sehr wirksam macht.

Sprechende Bilder

Ein Geschichtsprojekt birgt Schätze aus privaten Fotoalben

Der promovierte Historiker Ralf Meindl ist seit 2014 ifa-Kulturmanager beim Verband der deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren. Im Interview berichtet er darüber, was alte Familienfotos uns über frühere Zeiten erzählen können.

Interview: Robert Kalimullin,
ifa-Redakteur in Almaty
von 2012 bis 2013

Herr Meindl, was charakterisiert die deutsche Minderheit in Ihrer Region?

Der Unterschied zu Schlesien ist, dass dieses ein Industriegebiet ist, weswegen dort nach dem Krieg viele Spezialisten geblieben sind, die die Bergwerke, Maschinen und so weiter bedienen mussten. Dadurch besteht dort bis heute eine vergleichsweise große Gruppe der Minderheit. Hier in Ermland und Masuren ist die Bevölkerung der ohnehin kleinen Städte zu großen Teilen geflohen. Es ist nur eine sehr kleine Minderheit geblieben. Man hat deswegen hier sehr stark darauf geachtet, dass die Kinder gut Polnisch sprechen, und hat zu Hause oftmals Polnisch gesprochen, obwohl die Eltern das in den 50er Jahren oft erst selber lernen mussten.

Wie wirken sich die Unterschiede auf Ihre Arbeit als Kulturmanager aus?

Die Minderheitenverbände sind alle relativ klein und über einen Raum verteilt, der ungefähr so groß ist wie Baden-Württemberg. Von Allenstein in der Mitte der Wojewodschaft bis nach Lyck (Elk) im Osten ist man mit dem Auto drei Stunden unterwegs, auch wenn die Verkehrsverbindungen besser werden. Wichtig ist auch, dass die Personen alle aus dem ländlichen Bereich kommen und in der Mehrheit bereits älter sind. Es gibt manchmal jüngere Menschen, die dann aber relativ schnell weg sind, weil sie zum Studium oder für



Ausstellungseröffnung: Eine Leihgeberin betrachtet ihr altes Familienfoto.
Foto: Ralf Meindl

den Job woanders hingehen. Es kommt hinzu, dass durch die räumliche Isolation auch sehr viele Angehörige der Minderheit kein Deutsch mehr können oder nur noch sehr schlecht. Einen Poetry-Slam durchzuführen wäre beispielsweise aus zwei Gründen relativ schwierig: Erstens können die Leute nicht gut genug Deutsch, zweitens sind sie solche Formen nicht gewohnt.

Eines der Projekte, die Sie durchgeführt haben, befasst sich mit Familienfotos. Wie ist es zu dem Thema gekommen?

Uns hat die Frage interessiert, wie man am privaten Schicksal die große Geschichte ablesen kann. Wir sind zu einzelnen Gesellschaften gegangen und haben Angehörige der Minderheit gebeten, Familienfotos mitzubringen und uns die Geschichten zu diesen Bildern zu erzählen. Das haben wir dann aufgeschrieben und zu jedem Foto einen Bogen mit Metadaten angelegt. Wir haben beispielsweise ein Bild



1.-Mai-Demonstration, Schlange in der Drogerie: Bilder als Zeugen vergangener Zeiten. Fotos: Privatarchiv



von einer 1.-Mai-Demonstration, wo man sieht, wie die Leute ohne große Lust hinterhertraben. Und an einem der Häuser im Hintergrund sieht man noch in Frakturschrift die alte Aufschrift „Warmia-Druckerei“. „Warmia“ ist ja das lateinische Wort für Ermland, das schon zu deutscher Zeit in Ausnahmefällen benutzt wurde. Und im Polnischen heißt es jetzt auch „Warmia“. In dem Gebäude war weiterhin eine Druckerei, und sie musste noch nicht einmal den Namen ändern, weil er in beiden Fällen gepasst hat. Da sieht man die Kontinuitäten, man sieht aber auch die Veränderungen im Laufe der Zeit. Ein anderes Foto zeigt eine Art Drogerie, wo man deutlich sieht, dass die Regale zwar voll sind, aber es ist immer das gleiche Produkt. Da stehen Kinder vor dem Tresen, die offensichtlich etwas kaufen wollen. Sie haben umgearbeitete Militärmäntel an. Auch hieran kann man sehen, dass die Zeiten nicht einfach waren.

Sie sind Historiker. Was hat Sie bei dem Projekt überrascht?

Es war eine schöne Erfahrung zu sehen, wie schnell diese Gesellschaften zusammengewachsen sind. Die vor Ort zurückgebliebenen Deutschen und die dazugekommenen Polen, die ja oft selber Vertriebene aus Weißrussland, aus der Ukraine, aus den Ostgebieten Polens waren. Man kann auf den Bildern aber auch ganz gut die gesellschaftlichen und kulturellen Unterschiede erkennen. Wir haben ein Bild von Jugendlichen aus den späten 50er Jahren, die zu einem Schüler-einsatz aufs Feld müssen. Sie posieren um ein Pferd. Und man kann richtig erkennen: Diejenigen, die deutscher Herkunft sind, kommen alle vom Land, sind in der Landwirtschaft aufgewachsen. Sie haben ein unbefangenes Verhältnis zum Pferd, auf dem sie gemütlich sitzen. Polnische Schüler, die ursprünglich aus der Stadt kommen, haben dagegen etwas Angst.

Und dann gibt es noch eine doppelte Überraschung: Man sieht auf den Bildern auch, wie relativ schnell die westliche Moderne einzieht. Wir haben zum Beispiel Hochzeitsbilder aus den 60er Jahren, auf denen der Bräutigam eine Elvis-Tolle hat. Die Mode wirkt auch viel moderner, als man mit „Wessi-Blick“ auf den Kommunismus vielleicht denkt. Und dann sind da bei unseren Workshops, die wir durchführen, Schüler, die vielleicht elf Jahre alt sind. Was können die schon mit dem Jahr 1960 anfangen, denkt man sich. Aber die sehen die Bilder und rufen: „Elvis Presley!“

PROJEKTE

GEOCACHING – MODERNE METHODEN IN DER JUGENDARBEIT



ifa-Kulturmanager
Ralf Meindl.
Foto: Volkmar Otto

Eine Stadtrallye mittels Geocaching führte Ralf Meindl mit Jugendlichen in der Kleinstadt Sensburg (Mrągowo) durch. Wer die Koordinaten für das nächste Ziel haben wollte, musste über die Geocaching-Plattform zunächst Informationen über seinen aktuellen Ort abrufen und eine Quizfrage beantworten. Auf diese spielerische Art ergab sich ein historischer Stadtpaziergang.

Der zeichnende Grenzgänger



Der tschechische Künstler Jiří Bernard

Von Peggy Lohse
ifa-Redakteurin in Prag

Jiří Bernard kann nichts anderes als Kunst, wie er selbst sagt. Die Politik drängte ihn einst nach Deutschland. Heute arbeitet der Ur-Prager wieder in seiner Heimat, unter anderem für die deutsche Zeitschrift „LandesEcho“.

Frischluft ist knapp in dem kleinen Wohnungsatelier. Dicker Qualm hängt zwischen Farbtöpfchen, Pinseln und Bildern. Hier zeichnet Jiří Bernard erste Entwürfe für das Titelbild der neuen Katzen-Kolumne im Prager „LandesEcho“. Eine Idee nach der anderen, eine halbe Stunde lang, mit der zehnten Skizze ist er zufrieden. „Man macht ein Bild und denkt daran, was als Nächstes kommt. Vor dem weißen Blatt zu sitzen bringt nichts“, sagt der 72-jährige Künstler. Er spricht fließend Deutsch. Seine Biografie ist von der tschechoslowakischen und tschechischen Geschichte geprägt, aber auch von einem Vierteljahrhundert Deutschland.

Jiří Bernard wurde am 30. April 1946 in Prag geboren. Seine Eltern arbeiteten mit Lebensmitteln. „Sie wurden schlecht bezahlt, aber immerhin hatten wir fast immer Fleisch.“ Bernard spricht mit Witz,



Der tschechische Zeichner Jiří Bernard und sein Prager Atelier. Fotos: Peggy Lohse

prägnant und schnörkellos – so wie er zeichnet. Schon als Schüler malte er viel und gern. Sein großes Vorbild war der britische Zeichner Ronald Searle. Zunächst aber absolvierte er eine Ausbildung zum Kunstschmied und arbeitete, bis er Geld für ein Kunststudium zusammenhatte.

1968 dann wurde der „Prager Frühling“, die Reformversuche der Kommunisten unter Alexander Dubček für eine liberalere und demokratischere Tschechoslowakei, durch Truppen der Sowjetunion und der Bündnispartner des Warschauer Pakts niedergeschlagen. Darauf folgte eine euphemistisch als „Normalisierung“ bezeichnete Zeit, in der Dissidenten und solchen, die dafür gehalten wurden, Verhaftung, Gefängnis oder wenigstens Berufsverbot drohten.

Diese Entwicklung spürte auch Bernard, der sich gerade an der Kunstakademie bewarb. Beim Aufnahmegespräch wurde ihm klargemacht, dass auch von ihm politisches Engagement erwartet würde. „Das wollte ich auf keinen Fall“, sagt er energisch. „Aber ich wusste auch, dass ich kein so großer Held war, dass ich hätte dagegen ankämpfen können.“ Im Sommer 1970 erhielt er eine Reisegenehmigung nach Westdeutschland. „Das war eigentlich nur Urlaub, die Entscheidung fiel erst dort: dass ich nicht zurückkehren würde.“

Da, wo ich bin, arbeite ich

Er blieb, arbeitete und lernte Deutsch. Dann kam er nach München. Nach zwölf Semestern und mit Kunstakademie-Diplom in der Tasche konnte Bernard bei einigen Ausstellungen seine Bilder präsentieren. Zur Illustration kam er später: Auf einer Radtour über die Alpen traf er zufällig den damaligen Bohem-Press-Verleger Štěpán Zavřel aus Italien, der ihn dazu brachte, Kinderbücher zu illustrieren. Bald wurde er von Kinderbuchverlagen wie dem Schweizer NordSüd Verlag regelmäßig beschäftigt.

Bernard heiratete und kaufte bei Landsberg in Oberbayern einen Bauernhof mit Werkstatt und kleiner Galerie. Einige Sachen von ihm sind noch heute dort, weil in seinem Prager Domizil nicht genügend Platz ist. Seit Ende der 80er Jahre ist Bernard auch deutscher Staatsbürger. „Bis heute, nur der Pass ist abgelaufen“, lacht er schelmisch. „Ich habe mich in Deutschland zu Hause gefühlt.“ Offener und linker sei er geworden, vor allem dank des progressiven studentischen Umfelds. Heute kann er vergleichen:

„In Deutschland wurde mehr gelebt, in Tschechien wird mehr geschimpft.“ Ob er Deutschland vermisst? „Diese Frage stellt sich mir nicht. Da, wo ich bin, lebe und arbeite ich“, sagt der bodenständige Pragmatiker.

Nach der „Samtenen Revolution“ 1989 konnte Bernard bald wieder in Tschechien publizieren. Immer öfter fuhr er hin. „Irgendwann arbeitete ich nur noch in Tschechien.“ Auch weil da die Konkurrenz kleiner sei als in Deutschland, wo man sich mit der ganzen Welt messen müsse. Als dann seine erste Ehe in die Brüche ging, überließ er der Ex-Frau den Hof in Bayern und ging zurück nach Prag.

Privat fiel das schwerer als beruflich, räumt er ein. „Ich bin hier politisch immer in der Opposition.“ Bernard war im Westen, ist viel gereist – in Europa, auch Südamerika. Die Tschechen seien viel ver-

schlossener, immer nur gegen ihre Regierung gewesen, meint er. „Aber das große Ganze haben sie nie gesehen.“ Diesen Unterschied spüre er bis heute.

Nach einem Schlaganfall letztes Jahr muss Bernard erstmals in seinem Leben Medikamente nehmen, was ihm sichtlich sauer aufstößt. „Rauchen darf ich eigentlich auch nicht“, murmelt er und zündet sich eine Zigarette an, bevor er mit schwarzem Filzstift die Katzenskizze nachzieht.

LESETIPP

SPRACHROHR DER DEUTSCHEN MINDERHEIT IN TSCHECHIEN



Das „LandesEcho“ ist die Monatszeitschrift der Deutschen in Tschechien und das einzige deutschsprachige Printmedium im Land. Hauptthemen sind die deutsch-tschechischen Beziehungen sowie Anliegen der Deutschen in Tschechien. Herausgeber ist die Landesversam-

mlung, der Dachverband 22 eigenständiger Vereine sowie 15 Begegnungszentren. Sie vertritt die deutsche Minderheit in Tschechien in internationalen Gremien und organisiert zahlreiche Projekte in den Bereichen Sprach-, Kultur- und Jugendarbeit. Das ifa unterstützt das „LandesEcho“ mit Peggy Lohse als entsandter Redakteurin und die Landesversammlung mit Jonas Richter als entsandtem Kulturmanager.

Mehr auf → www.landesecho.cz

Als Freiberufler arbeitet Jiří Bernard, „wenn ich einen Auftrag habe oder das Gefühl, etwas zu Papier bringen zu müssen“. Am liebsten macht er Zeichenhumor, aber auch großformatige Arbeiten wie Wandbilder. Er zeichnet für die großen Verlagshäuser Albatros und Colibri. Und dann ist da seit zehn Jahren allmonatlich das „LandesEcho“, eine der wenigen Zeitschriften mit gezeichneter Titelseite – eben von Jiří Bernard. Wenn das Katzenbild fertig ist, wartet auch schon das nächste „LandesEcho“-Cover.

Minderheiten sind für jede Gesellschaft ein Gewinn

Urban Beckmann, Abteilungsleiter Dialoge, und Karoline Gil, Bereichsleiterin Integration und Medien, im Gespräch

Dieses Magazin hat die Vielfalt des ifa-Entsendeprogramms vorgestellt. Was wünschen Sie sich für dessen Zukunft?

URBAN BECKMANN: Eine verlässliche Finanzierung, um unsere Kulturmanager und Redakteure angemessen zu entlohnen und sie für drei bis fünf Jahre entsenden zu können, ist eine Grundvoraussetzung! Ein längerer Entsendezeitraum erhöht die Wirkung der Arbeit, die Netzwerke erweitern sich. Die Wirkkraft im Interesse der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik beginnt da, wo wir in die Mehrheitsgesellschaft hineinwirken, synergetische Projekte machen und die Zivilgesellschaften miteinander verbinden. Die Minderheit ist dabei ein starkes Bindeglied, sie wird als Vertreter Deutschlands wahrgenommen. Unterhalb der diplomatischen Ebene steht sie für die Verknüpfung der deutschen mit beispielsweise der russischen oder polnischen Zivilgesellschaft. Das sind nachhaltige Verbindungen, die auch dann funktionieren, wenn es zwischenstaatlich nicht so gut läuft.

Was bedeutet Wirkkraft konkret?

KAROLINE GIL: Ein gutes Beispiel ist der Verein St. Gerhard im serbischen Sombor, der sich auch durch den Einsatz der ifa-Kulturmanager von einem kleinen Verein zu einem wichtigen Akteur in der Region entwickelt hat. Hinzu kommt, dass sich unsere Entsendeorte zumeist in der Peripherie befinden, in Grenzregionen, die konfliktbeladen sein können, die multikulturell sind und wo jeden Tag Kompromisse im Zusammenleben gefunden werden müssen. Genau dort sind in über 20 Jahren Entsendeprogramm Netzwerke aufgebaut worden, die auch zur gesamteuropäischen Verständigung beitragen.

Inwiefern?

UB: Minderheiten können Ausgangspunkt für weitergehende Interaktionen zwischen Zivilgesellschaften sein. Wenn eine Minderheit selbstbewusst in ihrer Identität und stark in der Selbstorganisation ist, dann kann sie nach außen treten und zeigen, dass sie andere Denk- und Lösungsmodelle für gesellschaftliche Herausforderungen anbieten kann. Das ist für jede Gesellschaft bereichernd. Ich kann mir vorstellen, mit diesem Ansatz auch auf die migrantischen Gemeinschaften in Deutsch-



Interview und Foto: Dennis Grabowsky

land zuzugehen. Wir haben kein Interesse daran, dass diese sich einigeln. Win-win-Situationen zwischen Mehrheits- und Minderheitengesellschaft gibt es immer.

Wie reagiert das ifa auf den Generationenwechsel bei den deutschen Minderheiten?

KG: Es ist auch unser Auftrag, die Jugendarbeit strategisch gut aufzustellen und zu begleiten. So ist beispielsweise in Polen mit Unterstützung der ifa-Regionalkoordinatorin in den letzten Jahren eine Jugendstrategie entstanden. Es ist zudem immer wichtiger, mit einem zeitgemäßen und innovativen Angebot auf die Jugendlichen zuzugehen. Die Jugend der deutschen Minderheiten versteht sich heute auch nicht mehr nur als deutsch, sie ist mehrsprachig, europäisch und offen. Ihr ist es wichtig, sowohl Zugang zur Vermittlung der deutschen Sprache zu haben wie auch zum Erleben eines europäischen Miteinanders. Länderübergreifende Programme, die Spaß machen, die Jugendliche motivieren, sich gesellschaftlich zu beteiligen, wie etwa unser internationales Sommercamp, sind ein gutes Beispiel.

Welche Impulse können die Entsandten nach ihrer Rückkehr geben?

KG: Nach so einem Einsatz kommt jeder verändert zurück – durch positive Erfahrungen, durch das Meistern von Herausforderungen. Es prägt, die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen im östlichen Europa hautnah mizuerleben. Im Rahmen unserer Alumniarbeit bemühen wir uns, Angebote zu schaffen, damit auch nach einer Entsendung der Austausch erhalten bleibt. Wir haben Alumni, die als Experten in Stiftungen oder als Redakteure bei großen Medien in Deutschland oder im Ausland tätig sind.

UB: Die Alumni sind Kenner des jeweiligen Landes, sowohl der deutschen Minderheit als auch der Mehrheitsgesellschaft in der Region. Sind sie beispielsweise während ihres Aufenthaltes in Polen Botschafter Deutschlands, so sind sie nach ihrer Rückkehr hier auch Kenner und Botschafter Polens.

KG: Und nicht zuletzt auch Botschafter für ein gemeinsames Europa!



Foto: Tatjana Luschewa

Impressum

Herausgeber:

Institut für Auslandsbeziehungen e.V. (ifa)
Charlottenplatz 17
D-70173 Stuttgart
www.ifa.de

Stand: Dezember 2018

Druck: Löhnert-Druck, Markranstädt

Auflage: 3000 Exemplare

Redaktion:

Robert Kalimullin, Dennis Grabowsky
Für das ifa (Institut für Auslandsbeziehungen):
Urban Beckmann, Karoline Gil (V.i.S.d.P.),
Margarete Walo

Gestaltung:
die superpixel, Leipzig

Publikationsbestellung:

ifa (Institut für Auslandsbeziehungen)

Mail: info@ifa.de

Bildnachweise:

Titelfoto: yanik88/istockfoto

S. 10 oben: CC BY-SA 3.0,

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0>

S. 23 oben links: CC BY-SA 3.0

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=1254946>

S. 23 unten: CC BY-SA 3.0 pl,

<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=16347775>

Diese Publikation ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit des Bereichs Integration und Medien des ifa (Instituts für Auslandsbeziehungen). Sie wird kostenfrei abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird teilweise auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Die Publikation wird mit Mitteln des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland gefördert.

Wie können
Minderheiten
unterstützt, wie
kann **gesellschaftliche Vielfalt**
gefördert werden?

Und was kann
Kultur in
Konfliktregionen
bewirken?

Und **was macht**
eigentlich **das ifa**
konkret?

In seinem Podcast „**Die Kulturmittler**“ macht das ifa (Institut für Auslandsbeziehungen) ab 2019 monatlich Fragen und Antworten rund um die Außenkulturpolitik hörbar.

Ab Januar finden Sie „**Die Kulturmittler – Der ifa-Podcast zu Außenkulturpolitik**“ in allen gängigen Podcast-Apps.

